



Hellmut Mehnert

Auszüge aus dem Buch
„Diabetes – meine lebenslange Herausforderung“
Autobiographie und Bestandsaufnahme

basierend auf der 2., durchgesehenen und erweiterten Auflage,
Landsberg, ecomed Verlagsgesellschaft AG & Co. KG, 2002

Mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.

1. Kapitel

Kindheit und Krieg (1928–1945)

Am 22. Februar 1928 wurde ich als drittes Kind meiner Eltern Dr. med. Manfred Mehnert, Internist, und Frau Annalies, geb. Richter, in Leipzig geboren. Der Tag der Geburt fiel auf den Aschermittwoch, was meine ziemlich abergläubische Großmutter mütterlicherseits zu düsteren Prophezeiungen veranlasste: „Der arme Junge! Wer weiß, was er für Unglück erleben muss!“ Um es vorweg zu nehmen: Nach über 70 Jahren stelle ich fest, dass die Voraussage meiner Großmutter im großen und ganzen falsch war und dass ich ein von viel Glück erfülltes Leben führen durfte.

Im „Dritten Reich“

Meine frühesten kindlichen Erinnerungen gehen sogar noch in die Zeit vor 1933, also vor die Machtübernahme Hitlers, zurück; denn ich kann mich noch genau an einen Umzug von Kommunisten mit roten Fahnen in Leipzig erinnern, was natürlich vor 1933 gewesen sein muss. Maßgeblich wurde meine Kindheit durch die folgenden Jahre von 1933 bis 1945 geprägt, über die es hier kurz zu berichten gilt.

Die nationalsozialistische Bewegung beeinflusste damals viele Deutsche und insbesondere das Bürgertum in einem kaum vorstellbaren Maße. Schon der Begriff „Nationalsozialismus“ war ja außerordentlich geschickt gewählt, da er sowohl die überwiegend national gesinnten Kreise des deutschen Volkes ansprach als auch seine Zuwendung zum Sozialen, ja zum Sozialismus zu erkennen gab. Diejenigen, die den Versailler Vertrag nach dem Ersten Weltkrieg ablehnten – und das waren die meisten Deutschen – und die sich – zu Unrecht – in der Weimarer Republik als Deutsche nicht genügend vertreten fühlten, wählten ebenso die Nazis, wie es auf jene sozialistisch gesinnten Menschen zutraf, die einen Sozialismus Moskauer Prägung oder auch nur sozialdemokratischer Provenienz aus „vaterländischen Gründen“ ablehnten. Hinzu kam, dass unmittelbar nach 1933 die Regierungspolitik gewisse Erfolge zu

verzeichnen hatte, insbesondere mit der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und der Wiedergewinnung von ehemals deutschen Gebieten. Das sprach die Leute an und ließ sie trotz der ersten erkennbaren unangenehmen, ja üblen Eigenschaften des Nationalsozialismus dennoch zunächst zu Hitler stehen. In brillanter Weise haben Autoren wie Sebastian Haffner oder Golo Mann die damalige Situation geschildert, aber auch zu Recht darauf hingewiesen, dass der Zeitpunkt für die Machtübernahme für die Nazis Anfang der 30er Jahre besonders günstig lag. So manche Maßnahme – Autobahnbau, Arbeitsdienst – war ja schon in der Weimarer Republik vorgeplant und brauchte von Hitler nur noch vollzogen zu werden.

Ich hatte das große Glück, Eltern zu haben, die uns Kinder liebten, ohne uns zu verhätscheln. Wir Geschwister lernten früh, was Arbeit und Sparen bedeutete, nicht zuletzt, weil es uns die Eltern vorlebten. Die internistische Praxis meines Vaters – 1919 eröffnet – ging dank seiner Leistungen, vor allem als röntgenologisch versierter Internist immer recht gut, war aber natürlich ökonomisch nachteiligen Zeitströmungen – bedingt durch Inflation und Weltwirtschaftskrise sowie durch das generell damals geringe Einkommen der Ärzte – ausgesetzt. Mit einer fünfköpfigen Familie konnte sich mein Vater z.B. ein Auto nicht leisten, so dass wir in den Urlaub – bevorzugt an die Nordsee – mit einem Sonderzug der Reichsbahn fuhren. In unserer großen Leipziger Wohnung waren Praxis und Privaträume getrennt, aber letztlich doch in einem Stockwerk vereint. Dies hatte den Vorteil für die Patienten und den Nachteil für die Familie, dass mein Vater Tag und Nacht erreicht werden konnte, obwohl er als Facharzt eigentlich weniger Hausbesuche zu machen brauchte. Meine Mutter half von Anfang an in der Praxis mit. Sie war Arzthelferin, Sprechstundenhilfe, Haushälterin und nicht zuletzt eine gütige Mutter, die in ihrer Bescheidenheit uns stets ein Vorbild gewesen ist. Vor allem im Krieg bewährte sich das Praxisteam „Vater und Mutter“ hervorragend, zumal es ja kaum noch zusätzliches Personal gab. Jedenfalls lag die Last dann vorwiegend auf meiner Mutter, während sie in früheren Jahren noch von einem Kindermädchen und einem Hausmädchen unterstützt worden war. Mit meinen Geschwistern hatte ich ein sehr gutes Verhältnis, obwohl ich als der Jüngste, der Kleinste, natürlich mitunter von den anderen „geknechtet“ wurde. Immerhin lernte

ich dadurch, mich im Umgang mit der Mitwelt zu bewähren und mich rechtzeitig und effektiv zu verteidigen. Mein Bruder war ein Meister im Erfinden von Spielen und im Übrigen ein für seine Jugend begnadeter Poet, der ganze Theaterstücke für die Familie schrieb.

Mein Vater war ein Mann von deutschnationaler Gesinnung, der relativ früh in die Partei eintrat. Für ihn, der sich später als Arzt wegen der Krankenschreibung von Fremdarbeitern vor der Gestapo verantworten musste, war der Niedergang Deutschlands mit dem folgenden Krieg und dem fürchterlichen Kriegsende das niederschmetterndste Erlebnis seines politischen und staatsbürgerlichen Denkens. Ich rechne es ihm hoch an, dass wir Kinder – neben mir der sechs Jahre ältere Bruder und meine vier Jahre ältere Schwester – nicht im nationalsozialistischen Sinne erzogen wurden, sondern immer eine liberale Gesinnung vorgelebt bekamen. Hierfür mögen die sich abzeichnenden Ereignisse wie der Röhm-Putsch 1934 mit der Ermordung vieler Unschuldiger und das abstoßende Juden-Pogrom im Jahre 1938 maßgeblich verantwortlich gewesen sein. Unbeschadet dessen mussten wir alle der Hitler-Jugend beitreten, die ja damals eine Pflichtorganisation war. Ich selbst blieb in dem weniger politisch ausgerichteten Jungvolk, wo ich wie viele meiner Schulkameraden „Führer“ wurde, eine Entwicklung, die sich zwangsläufig ergab, wenn man nicht – wie ein Freund es ausdrückte – „von noch Blöderen geführt sein wollte“. Die Zeit im Jungvolk verlief ohne Komplikationen, da sich unsere Tätigkeit im Wesentlichen auf Sport, Geländespiele, Bastelarbeiten und Heimatabende beschränkte. Politische Schulungen waren extrem selten und wurden mit Müdigkeit und Gähnen beantwortet.

Schuljahre

Eine wesentliche Rolle für unsere politisch eher indifferente Haltung spielte die Schule. Ich hatte das Glück, als Schüler auf ein angesehenes Gymnasium, die Thomasschule zu Leipzig, zu kommen. Für die Einschulung nach bereits drei Vorschuljahren benötigten meine Eltern das Placet des Sächsischen Kultusministeriums, das persönlich in Dresden eingeholt werden musste. Der Beamte sagte

meiner Mutter in vorwurfsvollem Ton: „Wissen Sie, dass Sie Ihrem Sohn ein Jahr seiner Kindheit rauben?“. Zu meinem Glück beharrten aber meine Eltern auf der vorzeitigen Übernahme in das Gymnasium, was später für mich von besonderer Bedeutung war: Konnte ich doch auf diese Weise mein Abitur 1946 noch vor der russischen Internierung machen und nicht erst im Anschluss daran im Jahre 1948, wo die Bedingungen ungleich schwieriger gewesen wären. Die Thomasschule war in Leipzig ein Hort konservativen und liberalen Denkens zugleich. Zu meiner Zeit ab 1937 war noch der berühmte Karl Straube Thomaskantor und leitete die Motetten in der Kirche und die Konzerte des Chors. Als Hitler zu Anfang seiner Regierungszeit u.a. auch Leipzig besuchte, war gerade ein alter Parteigenosse, ein ehemaliger Tischlermeister, Oberbürgermeister geworden. Dieser an sich brave Mann sollte zu Ehren Hitlers die Begrüßungsrede halten. Er legte sein Manuskript auf das Rednerpult im Rathaus und wartete auf seinen Auftritt, der nach einer einführenden Kantate durch den Thomanerchor (bei Gott also kein Nazi-Lied!) stattfinden sollte. Karl Straube breitete die Partitur auf dem Rednerpult aus und nahm am Ende der musikalischen Darbietung die Noten mitsamt dem Manuskript des Oberbürgermeisters mit auf seinen Platz. Das Stadtoberhaupt war völlig verzweifelt. In der freien Rede absolut ungewöhnt, brachte er ohne Manuskript nur einige wenige Sätze zustande, was Hitler – der bekanntlich äußerst nachtragend war – ihm und, wie man meinte, auch Leipzig niemals verziehen hat. Seine Besuche in der „Reichsmessestadt“ blieben jedenfalls von da an eine Rarität. Karl Straube fand im Übrigen im Alumnat der Thomas-Schule dann das Manuskript des Oberbürgermeisters unter seiner Partitur wieder. Der Tischlermeister wurde sehr bald abgelöst und durch den großen Carl Goerdeler ersetzt. Goerdeler trat aber nach kurzer Amtszeit zurück, als die Nazis ohne sein Wissen das Mendelssohn-Denkmal vor dem Gewandhaus abrissen, und spielte dann im Widerstand gegen Hitler eine bedeutende Rolle.

Die Lehrer der Thomasschule waren zum großen Teil zwangsläufig Parteigenossen, aber ein wirklich überzeugter indoktriniertes Nazi war nicht unter ihnen. Zwar erinnere ich mich an große Reden des neuen Rektors während des Krieges, die wir Schüler persiflierend wiedergaben („Großes ist geschehen, noch Größeres bahnt

mit meinem wesentlich größeren Interesse für den Fußball. Als Mitglied einer Jugendmannschaft des SC Wacker Leipzig war ich an sich für die Fußballspiele am Sonntagvormittag freigestellt, was aber immer wieder zu Ärger mit den höheren Jungvolkführern führte. Letztlich habe ich mich aber doch durchgesetzt und keines der für mich als Fußballnarr so wichtigen Spiele ausfallen lassen.

Der Krieg und seine Folgen

Am 4. Dezember 1943 wurden weite Teile des alten schönen Leipzigs durch einen englischen Bombenangriff dem Erdboden gleich gemacht. Unsere Jungvolkgruppe war gerade zu einer Wehrrertüchtigung abkommandiert und ging in dieser Nacht mit ihrer schrecklichen Feuersbrunst sofort zum Löschen über. 40 Mann gelang es, ein Wohnhaus zu retten, aber Tausende andere Häuser brannten nieder.

Der Krieg forderte auch in unserer Familie seine Opfer. Als erster starb mit 19 Jahren mein Bruder Lothar auf einem Vorpostenboot der Kriegsmarine. Später sollten seine beiden Vettern in Afrika bzw. in Russland fallen. Im Kriege heiratete meine Schwester den von mir menschlich besonders geschätzten Schwager Hans Löblich. Er war als Offizier der Kriegsmarine auf der „Blücher“ im Oslo-Fjord untergegangen, konnte sich aber dabei ebenso retten wie später nach einem Flugzeugabsturz. Er schenkte mir mitten im Krieg zwei Paar Boxhandschuhe – ein damals unschätzbares Präsent –, um das ich von meinen Schul- und Sportfreunden rückhaltlos beneidet wurde. Bei der Hochzeit trug er seine Uniform mit einer Art „Admiralshut“. Unter meinen Freunden verbreitete sich das Gerücht, dass meine Schwester einen Admiral geheiratet hatte. Ich habe dieser Version möglichst wenig widersprochen.

Nun ging der Krieg mit großen Schritten – aber noch immer zu langsam – dem Ende entgegen. Im letzten Kriegsjahr fielen mehr Menschen in Deutschland an der Front und in der Heimat dem Wahnsinn zum Opfer als in allen Kriegsjahren zuvor. Kaum 17 Jahre alt geworden, wurde ich noch zum Volkssturm eingezogen, um zusammen mit 60- bis 70-Jährigen sowie Altersgenossen von mir Leipzig gegen die anrückenden Amerikaner zu verteidigen. Je-

der fünfte von uns erhielt eine Maschinenpistole und jeder ein Fahrrad, an dessen Lenkstange zwei Panzerfäuste angebunden waren. Diese Panzerfäuste waren bekanntlich Abwehrwaffen gegen feindliche Panzerwagen, die auch von einem einzelnen Kämpfer wie ein Gewehr abgefeuert werden konnten und den Panzer mit ziemlicher Sicherheit vernichteten. Ende April 1945 war es also so weit. Die Amerikaner rückten immer näher an Leipzig heran. Unsere kleine Kampfgruppe war einem Unteroffizier unterstellt, der uns mit ständigen „Absetzbewegungen“ zur Innenstadt Leipzigs führte. Dort erklärte er uns mit einem Male, dass der Krieg für uns zu Ende sei; er gäbe uns den dienstlichen Befehl, alle Waffen sofort in die Ruinen zu werfen und nach Hause zu gehen. Wir verblendeten Jugendlichen waren zunächst empört, mussten aber dann dem so klugen Befehl gehorchen, womit der Krieg für uns zu Ende ging. Zehn Tage nach der Besetzung Leipzigs durch die Amerikaner kam die Nachricht vom Tode Hitlers über den Rundfunk. Nun und allerspätestens nun mussten wohl auch die besonders ideologisch Indoktrinierten einsehen, dass der Krieg verloren war.

Wie es damals vor Kriegsende um die Jugend bestellt war, mag daraus hervorgehen, dass ich mich mit einigen anderen meiner Altersgenossen 1944 zu den sogenannten Einmann-Torpedos gemeldet hatte, ein Himmelfahrtskommando, von dem kaum einer, der wirklich zum Abschuss seines Torpedos gegenüber einem feindlichen Schiff kam, zurückkehrte. Nachdem schon der oben erwähnte Unteroffizier am Ende des Krieges für mich ein Glücksfall gewesen ist, war es im Hinblick auf die Einmann-Torpedos die Tatsache, dass die Küsten, von denen dieses Kriegsspielzeug starten konnte, rasch verloren gingen und damit kein Einsatz mehr möglich war. Was hat man als junger Mensch allein mit derartigen Handlungsweisen seinen Eltern für Sorgen bereitet! Ich habe später oft darüber nachgedacht und war dankbar, dass mein Jahrgang und die etwas jüngeren Altersgenossen sich glücklich preisen konnten, nicht früher geboren und zur Schlachtbank geführt worden zu sein.

In den folgenden Kapiteln dieses Buches wird – seiner Thematik entsprechend – viel von der Entwicklung der Lehre um den Diabetes, die sogenannte Diabetologie, und meine Beziehungen dazu die Rede sein. Für meine Kindheit kann ich nur anmerken, dass mein Großvater ein klassisches „metabolisches Syndrom“ aufwies, mit

hohem Blutdruck, Übergewicht und Diabetes mellitus, der mit Insulin behandelt wurde. Der berühmte Internist Morawitz, Ordinarius der Medizinischen Universitätsklinik in Leipzig, war sein behandelnder Arzt und machte damals – heutzutage eine Unmöglichkeit für einen Lehrstuhlinhaber – noch Hausbesuche. 1936 hatte Hagedorn das erste Insulin mit Depotwirkung zur Verfügung gestellt, das wenig später dann auch mein Großvater erhielt. Diese Reminiszenz mag uns erste Veranlassung geben, in der Geschichte des Diabetes zurückzublättern und die Entwicklung dieser Krankheit bis zur Mitte der 40er Jahre des 20. Jahrhunderts zu schildern.

3. Kapitel

Nachkriegszeit und Internierung (1945–1948)

Der Krieg ging am 8. Mai 1945 zu Ende mit der schlimmsten Niederlage, die wohl je ein kriegführender Staat erlitten hat. Für meine Generation brach eine Welt zusammen. Nachdem wir noch bis in die letzten Kriegsjahre hinein in kindlichem Unverstand an den Sieg der deutschen Waffen geglaubt hatten, kamen jetzt Dinge zu Tage, wie sie in ihrem Ausmaß ganz wenige vorher wussten und kaum jemand vermutet hatte. Ich meine damit nicht allein die militärische Niederlage und die Zerstörung der deutschen Städte – gipfelnd im Bombardement des bis Februar 1945 lange unversehrt gebliebenen Dresden –, sondern ich meine die Aufklärung der entsetzlichen Greuelthaten, die an den deutschen und europäischen Juden vollbracht worden waren. Die Bilder von Auschwitz, Dachau und Buchenwald und vielen anderen Konzentrationslagern mussten eigentlich auch den letzten indoktrinierten Nazi überzeugen, dass er mit seinem Glauben Verbrechern aufgesessen war. Das im Krieg beim Auftreten mancher Missstände gebrauchte geflügelte Wort „Wenn das der Führer wüsste“ hatte keine Gültigkeit: Hitler war in allem, auch in Anordnung und Vollzug des Völkermordes, immer der Spiritus rector und der Verantwortliche gewesen.

In Leipzig installierte sich – leider nur für kurze Zeit – die amerikanische Militärregierung, die u.a. demokratische Parteien gründen ließ. In den eineinhalb Monaten von Mitte April bis Anfang Juli 1945 fanden sich Männer und Frauen zusammen, um das fortzusetzen, was vor zwölf Jahren unterbrochen worden war, nämlich die Praktizierung der Politik in einem demokratischen Gemeinwesen. Liberale, christlich-demokratische, sozialdemokratische und kommunistische Kräfte fanden sich zusammen und begannen unter Unterstützung durch die Bevölkerung mit den Aufräumarbeiten. Dies galt nicht nur im materiellen Sinne für die Beseitigung der Trümmer in den zerbombten Städten, so auch in Leipzig, sondern vor allem auch für die Beseitigung der Naziideologie, die erfreulicherweise immer mehr an Bedeutung und an Unterstützung durch die Deutschen verlor. Und dann kam die bittere Enttäuschung: Anfang Juli 1945 übergaben die Amerikaner weite

Teile Mitteldeutschlands – so auch Leipzig – an die Russen, die dafür in Berlin die Errichtung von drei Sektoren der westlichen Alliierten zuließen. Dieser Tausch war in Geheimabkommen schon Monate vorher vereinbart worden und führte zu weitreichenden Folgen im besetzten Deutschland. Die unter den Amerikanern sprießende zarte Pflanze der Demokratie wurde innerhalb kurzer Zeit ersetzt durch ein Regime, in dem im Grunde nur eine Partei – die Sozialistische Einheitspartei (SED) – als Zwangsvereinigung von sozialdemokratischer und kommunistischer Partei dominierte.

Krankenpflege und Abitur

Meine Schulzeit war eigentlich 1944 beendet gewesen, als die restlichen Schüler unserer Klasse – im Gegensatz zu mir als Jüngstem waren die meisten schon zur Wehrmacht eingezogen – das Notabitur, den sogenannten „Reifevermerk“, erhielten. Da anfänglich noch die Besatzungszonen-übergreifenden gesamtdeutschen Maßnahmen der Alliierten wirksam waren, wurde folgender Beschluss gefasst: Der Reifevermerk hatte in ganz Deutschland keine Gültigkeit als Abitur; die Betroffenen mussten in einem neuerlichen Kurs auf ihrer alten Schule ein „richtiges“ Abitur nachmachen.

Bis diese Entscheidung vollzogen wurde, führte ich ein von der Besatzungsmacht und anderen Behörden relativ unbehelligtes Leben. Ich war mit einigen Schulfreunden über mehrere Monate als Krankenpfleger in der Universitätsaugenklinik tätig und wollte dabei in das Fach Medizin ein wenig „hineinschnuppern“. Dass ich den Arztberuf ergreifen würde, stand zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs fest. Gern wäre ich damals auch Jurist geworden, wenn nicht die durch die Besatzungspolitik und vor allem durch die Sowjets verbogene Rechtssituation dem doch sehr entgegenstand.

Die Augenklinik stand damals unter der Leitung des angesehenen Ophthalmologen Prof. Jess, dessen Sohn ein Klassenkamerad von mir war. Nicht selten kamen in dieser Zeit russische Soldaten als Patienten in die Klinik, die in ihrem Appetit auf alkoholische Getränke leider zum Methylalkohol gegriffen hatten; dieser macht in höherer Dosis bekanntlich blind. Einige Russen hatten sogar den Alkohol getrunken, in dem im Tierkundemuseum Eidechsen und

Schlangen aufbewahrt wurden. Jess war Persona grata bei seinen Patienten und erhielt von einem Russen rechtzeitig den Wink, dass die GPU, die russische Geheimpolizei, ihn am nächsten Tag wegen seiner Parteizugehörigkeit verhaften wolle. Mit Rucksack und in Begleitung der Familie überquerte Jess noch am gleichen Abend die Zonengrenze nach Westdeutschland, was damals noch relativ leicht möglich war, und entging so der Verhaftung; er wurde später Ordinarius in Mainz.

Dies war für mich der erste Fall, bei dem ich von der russischen Willkür mit Verhaftungen deutscher Staatsangehöriger hörte. Ich kam überhaupt nicht auf die Idee, dass ein solches Vorgehen auch mich betreffen könnte und blieb weiter in Leipzig. Dafür gab es auch aus dem persönlichen Bereich mehrere Gründe: Zunächst einmal war es natürlich angenehm, in diesen Notzeiten mit wenig Lebensmitteln die väterliche Praxis im Hintergrund zu wissen, bei der doch manche Patienten vom Lande unseren Nahrungsmittelbedarf immer wieder stillen halfen. Zum anderen ging ich damals in die Tanzstunde, eine Tätigkeit, die Monate vorher im Krieg absolut verpönt war. Tragisch war es, als wir in dem Klavierspieler, nach dessen Melodien wir uns bewegten, den alten Musiklehrer der Thomasschule wiedererkannten, der als Parteigenosse aus dem Schuldienst entlassen worden war und sich auf diese Weise seinen Unterhalt verdiente.

Inzwischen kam der Spätsommer 1945, und die Schulen wurden wiedereröffnet. Die Thomasschule war ausgebombt und fand – was uns nicht unangenehm war – ihr Unterkommen in einer renommierten Mädchenschule, dem Max-Klinger-Gymnasium. In der neugebildeten Klasse, die in einem halbjährigen Kurs das Abitur nachmachen sollte, fanden sich die unterschiedlichsten Jahrgänge wieder: Der ehemalige Volkssturmmann saß neben dem ehemaligen Leutnant auf der Schulbank, und alle hatten nur das eine Ziel, möglichst schnell zum Abitur und dann zum Studium zu kommen. Trotz der äußeren Umstände war diese Schulzeit eigentlich sehr unbeschwert und wurde auch nicht durch einen wie auch immer gearteten Leistungsdruck gestört: Unsere Lehrer – die wenigen, die als Nichtparteiigenossen noch verblieben waren – machten uns das Leben leicht und ermöglichten uns ein Abitur, das an Simplität nicht zu übertreffen war. Wir wurden nur in den Fächern

Latein, Englisch und Deutsch geprüft und das auch nur in so freundlicher Weise, dass kein Schüler durchfallen konnte. So ist mir der lateinische Abitur-Text „Die Verschwörung des Catilina“ von Sallust als so einfach unvergessen, dass ich zwei Fassungen in der Übersetzung vom Lateinischen ins Deutsche abgab, nämlich eine wörtliche Übersetzung und eine freie. Ende März 1946 erhielten wir das nunmehr endgültige Reifezeugnis, das die Voraussetzung für ein akademisches Studium bildet.

Inzwischen hatte sich in unserer Familie einiges Unerfreuliche ereignet. Mein Vater wurde am 13. Februar 1946 von den Russen verhaftet. Wir erfuhren weder eine Begründung noch den Ort, an den er verbracht wurde. Daraufhin übernahm Prof. Josef Keller, früher Oberarzt bei Morawitz an der Leipziger Universitätsklinik, die Praxisvertretung und wurde nach vier Wochen ebenfalls in unserer Wohnung verhaftet. Als Begründung diente die Tatsache, dass er zusätzlich einen Dienstgrad bei der Hitlerjugend als „Bannarzt“ hatte, um alljährlich Tausende von Hitlerjungen zu röntgen. „Du hattest viele Tausend Untergebene, deswegen bist Du so schlimm wie ein General“ war die Begründung, die Keller bei der Verhaftung erfuhr.

Verhaftung und Internierung

Die Schulzeit endete am 16. April 1946 mit einem sogenannten Mulus-Ball der frisch gebackenen Abiturienten unserer Schule und der von uns so geschätzten Mädchenschule. Der Ball fand in einer großen Gaststätte in der Nähe unserer Wohnung statt. Während der Veranstaltung ging ich kurz zum Abendessen nach Hause, wo meine Mutter schon auf mich wartete. Wenig später läutete es an der Tür, und ein deutscher Polizist forderte mich auf mitzukommen. Er sagte, den Grund hierfür wüsste er nicht, aber es läge wohl eine Anfrage von den Russen vor. Ich machte mir deswegen keine Sorgen, da ich ein gutes Gewissen hatte: Auch aufgrund der Potsdamer Beschlüsse der Alliierten fielen 17-Jährige mit meinem Dienstgrad im Jungvolk unter eine von allen Besatzungsmächten gebilligte Amnestie. Ich ahnte nicht, dass meine Volkssturmzeit mir als Werwolf-tätigkeit ausgelegt werden sollte. In der Polizeiwache

musste ich übernachten und wurde am nächsten Tag in eines von drei Gefängnissen gebracht, die ich in den nächsten zehn Tagen zu durchlaufen hatte. Hier wurde ich nun erstmals von der russischen GPU, die damals NKWD hieß, vernommen und zwar auf ziemlich unsanfte Weise, nicht gerade mit Folter, aber doch mit Prügeln. Ich wurde dann in das nächste Gefängnis gebracht und kam dann dabei in eine für zwei Mann gedachte Zelle, in der sieben Häftlinge untergebracht waren. Wie sich im Gespräch herausstellte, war in dieser Zelle wenige Wochen vorher mein Vater gewesen, an den sich ein länger Inhaftierter noch erinnern konnte. Schließlich wurde ich mit einigen anderen Häftlingen in ein drittes, zentrales Gefängnis in Leipzig verbracht, von dem am nächsten Tag dann der Abtransport in das Lager Mühlberg an der Elbe stattfand. In diesem Internierungslager blieb ich zweieinviertel Jahre und habe nach der Entlassung als 20-Jähriger einen Bericht geschrieben, den ich mit einigen wenigen Kürzungen als authentisches Dokument meiner Haftzeit hier wörtlich übernehme.

„Am 26. April 1946 schlossen sich die Flügel des mit Hammer und Sichel versehenen Tores des sowjetrussischen KZ-Lagers Mühlberg hinter mir, um sich erst nach fast 27 Monaten, am 14. Juli 1948, für mich und 149 andere Kameraden zur Entlassung wieder aufzutun.

Dieser Tag war zwar der schönste in unserem bisherigen Leben, aber er wurde nicht übermütig und überschwänglich froh begangen, wie wir es uns in den zwei, ja drei Jahren grausamer Haft vorgestellt hatten. Zu sehr weilten unsere Gedanken bei denen, die zurückbleiben mussten, und denen, die niemals wieder zurückkehren würden ...

Am 15. September 1945 wurde der erste Transport politischer Häftlinge in das ehemalige Kriegsgefangenenlager gebracht. Am 26. April 1946 lagen bereits über 2000 Tote in den Massengräbern vor dem damals mit 12.000 Mann belegten Lager. Am 14. Juli 1948 hatte die Sterbeziffer die 7000 weit überschritten. Die entstandenen Lücken aber hatte die GPU längst wieder aufgefüllt ...

„Dawai, Dawai! Los, los!“ Unter diesen Rufen der russischen Bewachungsmannschaften laufen wir 30 Männer und drei Frauen des Leipziger Transportes vom 26. April 1946 mit unserem Gepäck die Lagerstraße entlang. Ich fluche nicht schlecht. In der rechten

Hand balanciere ich meinen grifflosen Pappkarton mit den nötigsten Sachen, während die linke die Hosen halten muss, da uns im Gefängnis die Gürtel, Hosenträger, ja sogar die Gummizüge aus den Turnhosen weggenommen worden sind, um „Selbstmordversuchen durch Erhängen“ vorzubeugen, wie es hieß! Dazu stechende Hitze, die lange Omnibusfahrt im Angesicht der schussfertigen Maschinenpistolen der Rotgardisten in den Knochen und die quälende Ungewissheit des allgemein verrufenen Lagers vor uns! Gott sei Dank, „das Ganze halt!“ In Windeseile stürzt sich von den Russen kommandiertes, nur allzu bereitwilliges deutsches Lagerpersonal auf uns und unser Gepäck. Wir werden „geflóht“! Mäntel, Jacken und Stiefel werden beschlagnahmt oder gegen altes Zeug eingetauscht.

Nun werden wir in die Quarantänebaracken geführt. Was, in diesen Ställen soll ein Mensch leben? Die „Alten“ die schon einen ganzen Winter darin verbracht haben, schmunzeln vielsagend ob unserer Verwunderung. Links und rechts an den Wänden befinden sich durchgehende Holzpritschen ohne Stroh; in der Mitte ein Ofen, der in einem Winter den für 250 Menschen bestimmten Raum niemals würde aufheizen können. Doch wer denkt jetzt schon an einen Winter! Im Herbst sind wir doch bestimmt längst wieder zu Hause. Die alten Lagerhasen sagen doch selbst, dass man von einer bevorstehenden Entlassung spricht.

Oh, wir harmlosen Gemüter. Damals kannten wir sie noch nicht, die Herren mit den grünen Militärmützen und Aufschlägen: GPU.

Wir konnten daher auch nicht ahnen, dass diese Gerüchte nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung von ihnen selbst in die Welt gesetzt worden waren!

Gewitzigt durch meine Gefängniserfahrungen, frage ich einen „Alten“: „Was gibt’s denn hier zu essen?“ Die Antwort ist zufriedenstellend, wir sind gerade in eine günstige Periode hineingekommen: Täglich gibt es 600 g Brot, 15 g Zucker, 2-mal $\frac{3}{4}$ ltr. Graupen, gelegentlich mit Fleisch oder Öl, aber stets mit der ominösen „Pülpe“ gedickt.

Letzteres ist ein Restprodukt der Kartoffelschale, das selbst die Schweine, für die es ursprünglich gedacht war, verschmähten!

Ein tragikomischer Zufall will es, dass ausgerechnet der Direktor der mitteldeutschen Fabrik, in der das Zeug hergestellt wurde, ebenfalls als Internierter im Lager Mühlberg gefangen ist. Er, der

über die Zusammensetzung betimmt informiert war, hat seine „Pülpe“, nie angerührt – das sagt wohl genug! „Wie ist der Tagesplan?“ ist meine nächste Frage. „Der ist in der Quarantänezeit ganz gemütlich, da Ihr ‚Neuen‘ noch nicht zu Arbeiten innerhalb des Lagers herangezogen werdet.“ „Briefverkehr mit den Angehörigen?“ Ein müdes Lächeln des ‚Alten‘ ist die Antwort. So etwas hat es nie gegeben! Papier, Bleistifte und Messer sind abzugeben. Desgleichen Schmuck, auch Eheringe und Uhren, – zur Anschaffung von Medikamenten für das Lazarett – heißt es. Doch das glauben selbst wir ‚Greenhörner‘ nicht. „Gibt es Ungeziefer hier?“ „Und wie, besonders Flöhe in jeder Menge!“ Na, das sind ja nette Aussichten. Unter diesen Gesprächen wird es schnell Abend.

Stur rollen die ersten Tage ab. Ich frage nach Herrn Prof. Keller aus Leipzig. Jawohl, der ist auch hier, wird mir gesagt. Ich bitte einen Kameraden, ihn von meiner Anwesenheit zu verständigen. Wenig später treffe ich mit ihm zusammen. Prof. Keller führte nach der Verhaftung meines Vaters im Februar einige Tage unsere Praxis, um dann auch „abgeholt“ zu werden. Hier treffe ich ihn nun wieder. Er ist von kleiner Statur, etwas dick, aber sein Kopf mit der hohen Stirn und den grauen, klugen Augen verraten sofort den hochintelligenten Menschen. Ich kenne ihn von Leipzig her nur sehr flüchtig.

Er duzt mich, da dies Befehl für das ganze Lager ist. Erst kommt es mir komisch vor, aber schließlich sage ich auch „Du“ zu ihm.

Ich kann ihm berichten, dass seine Familie durch einen glücklichen Zufall über seinen derzeitigen Aufenthaltsort informiert ist. Das ist für ihn eine gewisse Beruhigung. Damals konnte ich noch nicht ahnen, dass dieser Mann in den kommenden Jahren wie ein Vater an mir handeln und mir das Leben retten würde. Aus den Tagen werden Wochen. Ich bin inzwischen Sanitäter geworden, sogenannter Verbindungssanitäter zwischen der Quarantäne und dem übrigen Lager. Ich habe die Kranken der Neuankömmlinge in die Ambulanzen zu führen oder ins Lazarett einzuweisen. Diese Beschäftigung hat manche Vorteile. Ich erhalte einen zusätzlichen Leistungszuschlag bei den warmen Mahlzeiten, zumal ich mit meinen 18 Jahren noch als Jugendlicher gelte. Außerdem darf ich aufgrund meiner Sanitäterarmbinde durch das ganze Lager gehen. Der gewöhnliche Sterbliche darf das nämlich nicht. Oh nein, er muss sich stets in seiner Zone aufhalten, von denen es insgesamt sechs

gibt, und die von deutscher Lagerpolizei streng bewacht werden. Brüder, Söhne und Väter sehen sich oft wochenlang nicht, obwohl sie hinter denselben Stacheldrahtzäunen gefangen sind. Von den weiblichen Internierten sind wir durch einen besonderen Zaun und eine Postenkette getrennt. Nur im Lazarett, in der Wäscherei und im Theater sind Frauen beschäftigt.

Ein Reichsgerichtsrat, ein alter Herr aus Leipzig, den ich öfters zur Behandlung in die Ambulanz bringe, sagt mir eines Tages. „Junge, wenn Du hier Augen und Ohren aufmachst, kannst du mehr lernen als Dir irgendwo anders geboten werden könnte. Dieses Elendslager ist ein Extrakt des Weltgeschehens. Es ist ein Staat für sich mit einer tyrannischen Oberschicht, verkörpert durch die deutsche Lagerführung mit Postenjägerei, Intrigen, kurzum mit allem, was Dir im Alltag der Freiheit nur nicht so krass vor Augen gehalten wird. Letzten Endes gleicht aber eines dem anderen erstaunlich und erschreckend.“ Der 65-jährige kluge Jurist hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Das wird mir von Woche zu Woche, von Monat zu Monat klarer. Eine dünne Oberschicht von meist ehrlosen Burschen hat mit Einverständnis der Russen alle Macht in der Hand.

Der Oberleiter, der Diktator Mühlbergs, Walter Haller, hat praktisch unumschränkte Befehlsgewalt. Wir müssen ihn und seine Helfershelfer, die durch rote Armbinden gekennzeichnet sind, mit militärischer Ehrenbezeigung grüßen und aufstehen und „Achtung“ rufen, wenn einer der „Rotschwänzchen“, wie sie im Volksmund heißen, die Baracke betritt. Haller selbst wohnt in einem beinahe komfortablen Zimmer in der Stabsbaracke. Es ist reich mit Gegenständen ausgestattet, die in den Werkstätten des Lagers hergestellt wurden. Er verteilt großzügig Nachschlagszettel, aufgrund derer seine besonderen Schützlinge an den Küchen eine Extraportion Essen empfangen können. Noch großzügiger ist er allerdings im Verteilen von Strafen und Verboten. Wegen nichtiger Vergehen lässt er Frauen, Männer, Knaben oft wochenlang im Bunker einsperren oder steckt die straffälligen Männer in das sogenannte „Jauchenkommando“. Dies ist die gefürchtetste Arbeitsabteilung überhaupt. In große Fasswagen müssen die Ärmsten die Jauche aus den Latrinen schöpfen und vor dem Lager in Schleusen ausleeren. Der Oberleiter, der anscheinend in seiner Vergangenheit mit der Justiz auf Kriegsfuß stand, pflegt neu eingelieferte Juristen prinzipiell diesem

Kommando zuzuteilen. 38 Reichsgerichtsräte, meist hochbetagte alte Herren wurden im Laufe der Jahre nach Mühlberg gebracht. Im Juli 1948 lebten – nicht zuletzt durch Hallers Schuld – nur noch drei!

Ein Dorn im Auge des Tyrannen ist auch die bevorzugte Stellung des Lazaretts. Hier hat der russische Majorarzt ein Machtwort gesprochen und den verantwortlichen Ärzten, dem Lagerarzt Prof. Dr. Eufinger und seinem Stellvertreter Prof. Dr. Keller, besondere Befugnisse eingeräumt, die dem Oberleiter immer wieder Anlass zu Wutausbrüchen geben.

Ein ganz übler Bursche ist auch ein gewisser Boris, der eine Zwischenstellung zwischen deutscher und russischer Lagerleitung innehat. Boris ist an sich auch nur ein politischer Häftling, wird aber wegen seiner russischen Sprachkenntnisse bevorzugt und leitet den Arbeitseinsatz innerhalb des Lagers. Brutal schlägt er auf die halbverhungerten Menschen ein, wenn sie nicht schnell genug arbeiten! Doch eines Tages erreicht ihn die gerechte Strafe des Schicksals. Die Russen selbst finden in seiner Vergangenheit einige dunkle Punkte, wie Misshandlung von Kriegsgefangenen und verurteilen ihn zu Zwangsarbeit in Russland.

Im Lager gibt es inoffiziell statt der Geldwährung die Brotwährung. Für Brot oder Zucker kann man alles haben. Viele, die gut ausgestattet nach Mühlberg kamen, verkaufen nach und nach ihre Sachen gegen Lebensmittel in der Hoffnung, noch vor Einbruch des Winters entlassen zu werden. Die Oberschicht deckt sich dementsprechend mit Anzügen, Mänteln, Wäsche, Schuhen etc. ein. Für sie bedeuten ja drei Tagesrationen Brot, für die man beispielsweise ein Oberhemd von irgendeinem armen, hungrigen Teufel erwerben kann, praktisch nichts. Gottlob, dass es auch noch ein paar anständige Kerle unter ihnen gibt! „Ein Staat für sich“, an diese Worte des alten Herrn muss ich stets denken, wenn ich durch das Lager gehe.

Da gibt es die Schuster, die fast ohne Material unsere Schuhe wieder zusammenflicken, die Schneider, die Schlosser, die Dachdecker, den Schornsteinfeger, die Köche, das Kohlenkommando, die Verwaltung, das zahlreiche Sanitätspersonal, die einzelnen Stäbe der Barackenführungen, die Fleischer, die Bäcker, die Lagerpolizei, die „Gestapo“ (die geheime Lagerpolizei), die sich besonderer Unbeliebtheit erfreut, die Russenhandwerker, die ausschließlich für Russen arbeiten, die Friseure und nicht zuletzt die Künstler, die

im Lagertheater ihr Bestes tun. In den Vorstellungen der sog. „Kulturellen Sektion“ sind fast jedes Mal auch Russen anwesend. Erste Kräfte deutscher Bühnen sind ja hier unfreiwillig versammelt und helfen, den grauen Lageralltag zu verschönen. In den ersten Wochen kostet mich jeder Theaterbesuch große Überwindung. Zu hart kommt es einem an, wenn man bei Wagners Musik oder Gogols „Heirat“ auf unbequemen Holzbänken sitzt und in Gedanken doch stets bei den Lieben daheim ist. Doch es ist erstaunlich, wie schnell man abstumpft. Bald werden mir die Theaterbesuche die schönste Entspannung, und ich kann mich auch auf die gebotenen Stücke konzentrieren, ohne von trüben Gedanken befallen zu werden.

Es wird allmählich Sommer. Im Lager entsteht Unruhe, Gerüchte schwirren mehr denn je umher. Alle wissen, dass „sich irgend etwas tut“. Und richtig, eines Tages werden ca. 900 Arbeitsfähige von einem russischen Oberstarzt, der allgemein nur „der Knebelbart“ genannt wird, ausgemustert. Das sieht nicht nach Entlassung aus. In kurzer Frist werden die meist jungen und kräftigen Kameraden in den Quarantänebaracken zusammengezogen, sorgfältig nach verbotenen Gegenständen durchsucht und am 9. Juni in aller Frühe aus dem Lager geführt. Später erfahren wir durch Zufall von einem gesprächigen russischen Posten, dass die Bedauernswerten, in Güterwagen zusammengepfercht, zur Arbeit nach Russland gebracht worden sind.

Im Juli werden die Quarantänebaracken abermals gefüllt, diesmal mit über 2000 Mann. Meist sind es alte, schwache Männer, die keine oder nur eine sehr niedrige Stellung in den sog. Wehrverbänden, wie SA, NSKK, Volkssturm etc. innehatten. „Das ist der Beginn der Entlassung!“ jubeln die Glücklichen und trösten gleichzeitig die anderen. „Aber ihr kommt bestimmt auch bald an die Reihe!“ Eines Tages werden sie abtransportiert, nach dem Entlassungslager Frankfurt an der Oder, wie es heißt. Drei Tage später steht der gesamte Transport wieder vor den Toren Mühlbergs! Man hatte die Ärmsten unter unmenschlichen Bedingungen in Waggons nach Frankfurt gebracht, die von den Strapazen und der glühenden Hitze völlig erschöpften Menschen dort ausgeladen, ihre Namen verlesen, ca. 120 Mann nach uns unverständlichen Gesichtspunkten herausgesucht und den „Rest“ wieder zurückgeschickt. Welchen Sinn diese Aktion

haben sollte, konnten wir nie ergründen. Wer könnte auch behaupten zu wissen, was sich im Inneren der bolschewistischen Sphinx abspielt?

Anfang August herrscht abermals große Aufregung im Lager. Alle ehemaligen Offiziere werden herausgesucht und am 8. August mit unbekanntem Ziel abtransportiert. Nun glaubt schon niemand mehr an eine baldige Entlassung. Der größte Teil der annähernd 1200 Mann wurde, wie es sich später herumsprach, in Kriegsgefangenenlager nach Russland gebracht, wo es den meist ziemlich alten Herren weit besser erging als in dem Elendslager Mühlberg.

Ich kann mich in diesen bewegten Wochen über Beschäftigungslosigkeit nicht beschweren. Immer muss unser Barackenstab, bestehend aus dem Barackenältesten, seinem Stellvertreter, dem Fourier, dem Schreiber, dem Melder und den zwei Sanitätern, die durch die vielen Neubelegungen ziemlich ramponierte Baracke säubern und in Ordnung bringen.

Zwischen den einzelnen großen, von Mühlberg abgehenden Transporten kommen auch ständig kleinere Gruppen von neu Verhafteten in die Quarantäne. Ich stürze mich förmlich auf jeden Leipziger, der dabei ist, wozu ich besonderen Grund habe. Als ich verhaftet wurde, war auch mein Vater aufgrund falscher Beschuldigungen noch in GPU-Haft. Hier treffe ich nun viele, die mit ihm kürzere oder längere Zeit in einer Massenzelle zusammen gewesen sind. Ein Kamerad erzählte mir, dass mein Vater, der durch einen bestochenen Wärter mit meiner Mutter in brieflicher Verbindung stand, bei der Nachricht von meiner Verhaftung einen Nervenzusammenbruch erlitten hat. Ich zermartere mich förmlich vor Schmerz und Heimweh nach meinen so schwergeprüften Eltern.

Endlich, endlich erhalte ich im August durch einen Neuankömmling die ersehnte günstige und glaubhafte Nachricht, dass mein Vater aus seiner Zelle entlassen worden sei. Dadurch, dass später eingelieferte Häftlinge sich alle nicht an die von mir genau beschriebene Person meines Vaters zu erinnern vermögen, gewinnt die Nachricht noch an Glaubwürdigkeit. Ich bin nun einigermaßen beruhigt. Nur möchte ich jetzt auch meine Eltern über mein derzeitiges, doch immerhin erträgliches Schicksal aufklären. Ich versuche durch sog. sichere Gewährsleute kleine Briefe hinauszuschmuggeln.

Wohl ein Dutzend dieser Art mögen es im Laufe der Jahre gewesen sein – nicht ein einziger jedoch hat meine Eltern erreicht.

Wir haben einen knallig heißen Sommer in diesem Jahre! In den Baracken ist es vor Hitze und Ungeziefer nicht auszuhalten.

Ich leide an einer Hautkrankheit, der Pyodermie, bedingt durch die einseitige Ernährung und die vielen im Schlaf aufgekratzten Flohstiche. Zur Behandlung begeben mich zu Prof. Keller, der mich bisher in regelmäßigen Abständen aufgesucht hat, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Er ist beruhigt, dass ich einen für Mühlberger Verhältnisse recht ordentlichen Posten erhalten habe.

Mit seinem Helfer („Melder“) Manfred freunde ich mich gut an. Er ist gleich mir 18 Jahre alt und ist als „Werwolf“ verhaftet worden, weil er – wie alle seine Altersgenossen – in einem Lager vormilitärisch ausgebildet worden ist.

Meine allmorgendlichen Besuche in der Ambulanz werden mir allmählich zur lieben Gewohnheit. Still setze ich mich im Untersuchungsraum in eine Ecke und sehe dem jeweils untersuchenden Arzt zu. Merkwürdigerweise duldet man mich in den sonst streng abgeschlossenen Räumen, vor allem wohl, weil ich mich durch einige Handgriffe nützlich zu machen verstehe.

Da, plötzlich Anfang September, als es keiner erwartet, kommt die große Sensation. Wahr und wahrhaftig beginnen die Entlassungen.

Stabsmelder, die die zackige Prätorianergarde Hallers verkörpern, sind es, die in die Baracken laufen und die einzelnen Kameraden aufrufen. Misstrauisch nach den ersten schlimmen Erfahrungen dieses Sommers nehmen die Betroffenen die Nachricht entgegen, überglücklich fallen sie sich in die Arme, als tatsächlich die ersten 50 Mann nach Empfang des Marschproviantes das Lager als freie Menschen verlassen dürfen. 150 sind es am ersten Tag, 100 am zweiten, 50 am dritten, am vierten aber ist schon Schluss. Aus! Unerbittlich schließen sich die Tore, um sich erst nach fast zwei Jahren wieder aufzutun. Das Schicksal von Tausenden, die die folgende Zeit nicht überleben sollen, ist nun besiegelt. Doch wer dachte damals an so etwas; sicher ist dies nur eine kleine Stockung, eine Verzögerung ...

Als aber Woche um Woche vergeht und sich nichts ereignet, da müssen selbst die größten Optimisten erkennen, dass es wieder

nichts mit der großen Entlassung gewesen ist. Im Oktober wird der Rest der bisher wegen Unabkömmlichkeit reklamierten Offiziere, sowie ein Teil der Arbeitsfähigen abtransportiert, über 100 Ärzte waren im Frühjahr noch in Mühlberg, jetzt sind es nur noch 32! Das ist wenig, viel zu wenig für ein so großes Lager von 10.000 meist alten und gebrechlichen Menschen. Auch in der Ambulanz tritt dadurch ein Wechsel ein. Die innere Abteilung muss neu besetzt werden. Zur Überraschung aller entschließt sich der Oberarzt Prof. Keller, den jüngsten Arzt, Dr. Bekkering, einen Holländer, mit diesem wichtigen Posten zu betrauen. Gewiss, der energische Blonde hat sich durch entschlossenes und kluges Verhalten bisher viel Achtung und Sympathien erworben, aber ob er dieses enorme Pensum bewältigen kann, erscheint immerhin fraglich. Doch Prof. Keller wird schon wissen, was er tut!

Als ich am nächsten Morgen wieder wie gewöhnlich nach Erledigung meiner dienstlichen Geschäfte mich in meinen Winkel in der Ambulanz zurückziehen will, bedeuten mir meine Freunde vorsichtig, meines Bleibens würde wohl hier nicht mehr lange sein. Auf meine erstaunte Frage, was dies denn zu bedeuten habe, sagen sie, dass der neue Ambulanzarzt Dr. Bekkering ihnen unmissverständliche Anweisung über den Aufenthalt in den Diensträumen gegeben habe. Kurz gesagt, sie befürchten, er würde mich hinausschmeißen.

Ich will es darauf ankommen lassen. Pünktlich 9 Uhr erscheint Dr. Bekkering zur Sprechstunde, nachdem er vorher schon in zwei Invalidenbaracken Visite abgehalten hat. Flüchtig überblickt er den Raum, setzt einen Gerüchte-kolportierenden Sanitäter an die Luft, sieht mich in meiner Ecke und stutzt. Er fragt, wer ich sei, und was ich hier wolle.

In kurzen Worten schildere ich ihm, dass ich Medizin studieren wolle und nun hier mit Genehmigung der bisherigen Ambulanzärzte durch Zusehen und Zugreifen einiges gelernt hätte und auch gern noch mehr lernen wollte. Tiefe Stille herrscht im Raum. Der Schreiber Martin, der gleichzeitig Küchensanitäter ist, kaut nervös an seinem Federhalter. Es täte ihm leid, wenn ich aus diesen Räumen verbannt würde. Wir zwei sind gute Freunde geworden in den letzten Monaten, er, der Freiburger Jurist und ich, der Leipziger Abiturient.

Da löst ein kurzes „Nun gut, meinetwegen“ des Doktors die allgemeine Spannung. Ich atme erleichtert auf: „Danke, Doktor!“; aber

dieser hört schon gar nicht mehr zu, sondern lässt die ersten Patienten hereinrufen. Nachdem er seinen ersten arbeitsreichen Vormittag in der Ambulanz hinter sich gebracht hat, komme ich durch Zufall mit ihm ins Gespräch. Ich erzähle ihm, wie man mich in Leipzig verhaftet hat als „werwolfverdächtigen Spion der Westmächte“, weil ich einer anglophilen Gruppe der CDU (Christlich-Demokratische Union) nahestand.

Dr. Bekkering lächelte grimmig. Auch er hat seine Erfahrungen mit der GPU gemacht. Er hat in einem der verrufensten Dresdner Gefängnisse mehrere Wochen unter den schlimmsten Bedingungen zugebracht.

Es beginnt in Mühlberg ungemütlich zu werden. Der Herbst meldet mit kalten Stürmen einen frühen und harten Winter an. Die russischen Posten auf den acht Wachtürmen rund um den sechsfachen Stacheldrahtring bedauern jetzt sicher sehr, dass sie im Sommer wegen der großen Hitze die Glasscheiben einfach herausgeschlagen haben. Tief verummmt leisten sie ihren vierstündigen harten Dienst.

Aber noch viel unangenehmer meldet sich für uns Häftlinge der nahende Winter. Es ist nicht nur die kalte Witterung, die uns in unseren Baracken zu schaffen macht. Vielmehr sind es erneute Verbote und Anordnungen der Russen, die unsere Lage verschlimmern. Ab sofort wird im Lager statt einmal, zweimal täglich Zählappell durchgeführt. Ein Sergeant hat die Front abzuschreiten, ein deutscher Lagerführer und ein Dolmetscher helfen ihm beim Zählen. Oft dauert es Stunden, bis die schwierige Prozedur vorgenommen ist. Die ermatteten Menschen fallen um wie die Fliegen.

Doch den größten Trumpf spielen die Sowjets Anfang November aus. In der Nacht vom 3. zum 4. November 1946 wird in allen KZ-Lagern der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands ein Befehl bekanntgegeben, dessen Durchführung und Auswirkungen Moskaus Schuldkonto mit weiteren Zehntausenden von Opfern bolschewistischen Terrorsystems belastet. Die Verpflegung aller Internierungslager wird um fast 50% auf einen Satz von nicht einmal 1000 Kalorien gesenkt. Hatten wir bisher mit Galgenhumor gesagt, dass unsere Portionen zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel sind, so gibt es jetzt nur noch eine Lesart: Die Beibehaltung dieses neuen Verpflegungssatzes bedeutet das Todesurteil für alle Inhaf-

tierten. Die deutschen Ärzte werden deswegen sofort bei der russischen Kommandantur vorstellig. Sie bitten gleichzeitig um Stroh für die Liegepritschen und um Feuerungsmaterial.

Mit den üblichen Versprechungen werden sie, ohne das etwas geschieht, abgespeist.

Inzwischen hat sich in dem Lager eine vollkommene Veränderung des allgemeinen Stimmungsbildes vollzogen. Eine sog. ganz sichere „Parole“, dass wir bis zum 31. Dezember 1946 entlassen sein müssten, weicht der furchtbaren Wirklichkeit. In den ersten Tagen nach der großen Kürzung kann man das Hungergefühl durch vermehrten Schlaf etwas beheben, doch sehr bald ist dies nicht mehr möglich. Ein dauernder, grässlicher Hunger, oft mit starken Kopfschmerzen verbunden, schleicht sich ein. Wie ist doch jetzt unsere Ernährung festgelegt worden? Zum Frühstück gibt es 300 g schlechtes, nasses Brot mit einem Viertel Liter Kaffee oder Wasser.

Zu Mittag: $\frac{3}{4}$ Liter wasserklare Kartoffelsuppe mit zwei bis drei Löffeln fester Substanz. 25 g Fleisch stehen an der Tafel angeschrieben – wir finden sie nicht. Zu Abend: $\frac{1}{2}$ Liter dünne Graupen oder Hirsesuppe. Winzige Fettagungen lassen die angeschriebenen 12 g Fett ahnen. Alle fünf Tage gibt es außerdem 75 g (lies: 50 g) Zucker.

Das ist alles! Das ist aber in seiner Auswirkung nichts anderes als Mord, kalter, wohlberechneter Mord! Auch unserem kleinen Barackenstab geht es jetzt schlecht. Bisher hatten wir für uns sieben Mann in einem besonderen Kübel Essen empfangen und stets relativ günstig „gefasst“. Jetzt aber müssen wir mit anderen Kompaniestäben zusammen empfangen und erhalten auch nicht mehr als alle anderen.

Das mag nur zu recht und billig erscheinen, aber man muss sich vor Augen halten, was für Arbeit und Anstrengungen die Aufrechterhaltung einer ständig die Belegung wechselnden Baracke für den Stab mit sich bringt. Dazu kommen noch die an Idiotie grenzenden Befehle der deutschen Lagerführung. Die Wege zwischen und hinter den Baracken müssen stets nach einem ganz bestimmten Schema gefegt und geharkt sein. Bei Schneefall muss der Schnee auf Tischen und Bänken zu einem bestimmten Sammelplatz wegtransportiert werden. Man bedenke, diese Anordnung kommt von Mitgefangenen, die selbst nicht darben müssen, aber über den Zustand

ihrer Leidensgenossen bestens informiert sind! Nachdem zuletzt täglich etwa fünf bis zehn Tote von dem Beerdigungskommando in aller Frühe vor das Lager gebracht wurden, steigt die Zahl der pro Tag Verstorbenen jetzt jäh an.

20, 25, 30 sind der Durchschnitt, 40, ja 50 bedeuten keine Seltenheit mehr. Inmitten dieser grausamen Hungerperiode trifft mich ein schwerer Schlag. Laut Befehl der Kommandantur müssen die Quarantänebaracken vorbildlich renoviert, die Belegschaft aber auf ein Mindestmaß verringert werden. Die Stabsbaracke ordnet an, dass u.a. auch ich in eine Stammsbaracke verlegt werde. Mir ist zum Heulen zumute, denn das bedeutet die Trennung von den sechs Kameraden, mit denen ich im letzten halben Jahr Freud und Leid geteilt habe, das bedeutet aber auch den Verlust der Sanitärerarmbinde, mit der ich alle Zonentore passieren und die Ambulanz aufsuchen durfte. Schwer geknickt gehe ich am nächsten Tag zum letzten Mal, wie ich meine, zu meinen Freunden in die Ambulanz. Wortlos hört sich Dr. Bekkering meine Klage an. Dann geht er schnurstracks zur Lazarettverwaltung und setzt durch, dass ich sofort als Sanitärer einer neu eröffneten Baracke eingesetzt werde, für die er als Barackenarzt vorgesehen ist. Ich bin einigermaßen beruhigt und getröstet und dem Doktor außerordentlich dankbar. Doch davon will er nichts wissen; fast böse knurrt er, ich solle nicht soviel reden, sondern lieber mein Bündel schnüren und umziehen. Das tue ich nun auch. Die neue Baracke ist vorläufig nur mit einem Stab von sechs Mann belegt. Alle frieren entsetzlich, da uns für den schlechten Ziegelofen, der für die ganze Baracke gedacht ist, kaum 10 kg Kohle am Tag zustehen. Dabei muss man bedenken, dass uns die 250 lebenden „Heizöfen“ einer vollbelegten Baracke fehlen. Es ist nur ein Glück, dass wir in einem besonderen Eimer an der Küche Essen fassen und nicht schlecht abschneiden. Das Weihnachtsfest verläuft so auch verhältnismäßig annehmbar.

Die Sowjets meinen es doch wirklich „gut“ mit uns! In den Feiertagen wird der Verpflegungssatz erhöht. Es gibt wieder 100 g Brot mehr sowie etwas Kartoffeln und Nahrungsmittel zusätzlich. Das ist ein Tropfen auf den heißen Stein, aber keine Hilfe für halbverhungerte Menschen! Die notwendige Kalorienzahl von 1800 bis 2000 ist bei weitem noch nicht erreicht. Etwa 1300 bis 1400 mögen es jetzt sein. Man hat aber noch eine andere „Feiertagsüberraschung“ für uns.

Das gesamte Lager wird erneut auf Arbeitsfähigkeit untersucht. Der „Knebelbart“ muss diesmal einen sehr strengen Maßstab anlegen, um wenigstens noch 900 Mann ausmustern zu können. Diese werden in die freigemachten, renovierten Quarantänebaracken verlegt, besonders gut gepflegt und sorgfältig eingekleidet. Die Pelzmützen, Filzstiefel und gefütterten Jacken lassen ahnen, wohin die Reise gehen soll: nach Sibirien!

Im neuen Jahr bekommt das Lager großen Zuwachs. Im Laufe weniger Wochen rollen unaufhörlich Transporte aus anderen aufgelösten Lagern bei uns ein. Die Arbeitsfähigen sind bereits heraus-sortiert und werden Anfang Februar mit unseren ausgemusterten Leuten abtransportiert. Die Belegschaften der Lager Jamnitz, Ketschendorf und Torgau füllen unseren auf 8000 Mann zusammengeschrumpften Bestand auf über 15.000 wieder auf. Diese Zusammenlegung verschiedener Lager ist ein alter Trick der GPU. Nach außen hin kann mit Fug und Recht behauptet werden: Die Internierungslager X, Y und Z sind aufgelöst worden. Wie sieht aber die Wahrheit aus? Einerseits lohnte es sich einfach nicht mehr, die durch die dauernden Verluste dezimierten Lager in ihrer Gesamtheit aufrechtzuerhalten, andererseits aber konnte man durch die Auflösung derselben irgendein anderes Lager wieder auffüllen und auf die alte Belegstärke bringen.

Doch so etwas pflegt man natürlich der Öffentlichkeit nicht mitzuteilen.

Im Lager steigt jetzt die Sterbeziffer derartig an, dass es selbst der GPU zuviel wird. Fast 1000 Männer und Frauen sind es allein im Monat Februar, die elend umkommen, buchstäblich verhungern und erfrieren. Deshalb richtet man jetzt sogenannte Dystrophiker-Baracken ein, deren Insassen vom Arbeitseinsatz befreit sind und auch am Tage auf ihren Pritschen liegen dürfen. Endlich wird nun auch Stroh herangeschafft. Unsere Baracke wird ebenfalls mit Dystrophikern belegt. Es ist ein jammervoller Anblick, diese halbverhungerten abgezehrten, halb vertierten Menschen zu beobachten. Dr. Bekkering, der jetzt in unsere Baracke übersiedelt ist, hat alle Hände voll zu tun. Doch was vermag ärztliche Kunst, wenn die einfachsten Vorbedingungen für eine Heilung – ein guter Ernährungs- und Körperzustand der Patienten – nicht erfüllt sind. Es ist ein Glück, dass sich unter dem jungen Holländer ein guter Sanitätsstab

zusammengefunden hat. Der Oberpfleger ist zwar ein wetterwendischer Geselle, aber wir anderen Pfleger, Walter Müller, Willy Langner und ich, harmonisieren um so besser miteinander. Unser Doktor, den ich seit kurzem mit seinem Vornamen Theo anrede, hat mich außerdem noch zu seinem Schreiber gemacht. Ich bin jetzt dauernd mit ihm zusammen und lerne sehr viel für meinen zukünftigen Beruf. Theo ist ein prächtiger Kerl und setzt sich für seine Sanitäter ein, wo er kann. Immer wieder versucht er unsere kärglichen Arbeitszuschläge erhöhen zu lassen. Mitte Februar besichtigt der Majorarzt unsere Baracke. Er stellt fest, dass sie nicht zur Unterbringung von Dystrophikern geeignet sei, und befiehlt den sofortigen Umzug in eine andere Baracke. Am nächsten Tag findet die für Pfleger und Kranke so anstrengende Verlegung statt. Besser ist die neue Unterkunft bestimmt auch nicht, nicht einmal ein Sanitätsraum ist vorhanden. Die Anstrengungen des Umzugs haben zur Folge, dass unsere Totenzahl statt 1 bis 2 täglich auf 4 bis 5 für mehrere Tage ansteigt. Wir sind alle völlig erschöpft. Immer stärker machen sich jetzt bei mir Schwächeerscheinungen bemerkbar. Öfters wird mir schwarz vor den Augen, und ich muss mich schnell setzen, um nicht umzufallen. Am 20. Februar tritt eine erfreuliche Veränderung in einer erneuten Verpflegungsaufbesserung ein. Theoretisch wird die 2000 Kalorienzahl jetzt erreicht; da aber die uns zustehenden Kartoffeln fast völlig verdorben sind, uns jedoch ohne jeden Verlustausgleich angerechnet werden, ist die Grenze für das Lebensminimum noch immer nicht erreicht. Die uns täglich zustehenden Lebensmittelmenen bestehen jetzt aus 500 g Brot, 50 g Fleisch, 20 g Fett, 600 g Kartoffeln oder Gemüse, 20 g Zucker und 30 g Marmelade. Dies klingt einigermaßen ausreichend, wirkt aber weit weniger eindrucksvoll, wenn man bedenkt, dass von diesen Rationen auch die Tausende, die im Arbeitseinsatz stehen, zusätzlich gespeist sein wollen.

Die Ernährungsverbesserung wirkt sich zunächst auf die Sterbeziffer nicht aus. Denn einerseits gibt es eben auch jetzt noch zu wenig zu essen, und andererseits hat der vergangene Winter mit seiner Missernährung zu sehr an den Kräften der Menschen gezehrt.

Eine unangenehme Hautkrankheit kursiert im Lager – die Bartflechte. In dem Massenbetrieb der Friseurstuben, wo man anfangs

nicht die nötige Obacht gab, wird die Flechte übertragen. Bald hat jeder zweite im Lager die bewusste ringförmige Rötung im Gesicht oder auch am Körper. Nur durch genaue Überwachung und sofortige Behandlung ist diese unangenehme Begleiterscheinung der mangelnden Lagerhygiene erfolgreich zu bekämpfen.

Auf den Tag genau, wie es der Kalender vorschreibt, beginnt 1947 der Frühling. Die abgestumpften Menschen sehen ungläubig den Schnee zerrinnen und die ersten Knospen sprießen. Sie öffnen die kleinen Luken ihrer Baracken und lassen die milde Frühjahrsluft herein. Wie ein Wunder kommt es ihnen vor, dass sie diesen Winter überstanden haben. Die tägliche Totenziffer sinkt nun auch wieder erheblich herab. Noch weiß man nichts von der schlimmsten Saat des vergangenen Winters, der seuchenartig auftretenden Tuberkulose. Es sei vorweggenommen, dass schon im nächsten Vierteljahr die rapide Zunahme der Tuberkulosefälle einen Ausbau der dafür vorgesehenen Lazarettstation 2 erfordert.

Schließlich müssen weitere Baracken zur Aufnahme freigemacht werden. Im Sommer 1948 sollten dann insgesamt 17 Unterkünfte mit 3500 Tbc-Kranken belegt sein, was zu diesem Zeitpunkt einem guten Drittel der Lagerbelegschaft entsprach! Ein abermaliger Umzug unserer Barackengemeinschaft, allerdings ohne die altbewährte Kompanieführung, bringt Anfang April 1947 erneute Mühen und Anstrengungen für alle Beteiligten mit sich.

In der neuen Baracke haben wir viel Ärger mit der Barackenführung, die sich ständig in sanitäre Dinge einmischen will. Um so fester schließt sich unser Freundeskreis zusammen; abends sitzen wir oft lange beieinander und kommen auf die schönsten und ernstesten Dinge zu sprechen.

Nicht alle haben in dieser harten Zeit ihren Glauben bewahrt, unser Doktor aber hat ein schier unerschütterliches Gottvertrauen. Willy, der früher eine Konservenfabrik in Schlesien besaß, ist mir auch ein Vorbild. Er ist ein vornehmer Charakter, stets gleichbleibend ruhig und fleißig. Bis spät abends flickt, näht und wäscht er für sich und die ihm anvertrauten Patienten, wenn ihn auch Hunger und Müdigkeit oft zu übermannen drohen. Sorgen bereitet uns nur Walter, ein hochintelligenter Mensch, dem offensichtlich der Hunger am schlimmsten zusetzt. Er ist in der letzten Zeit unruhig und nervös geworden; die Angst, hier elend umkommen zu müssen und nicht

mehr zu seiner Familie zurückkehren zu können, spricht aus seinen Augen. Und eines Tages kommt dann auch, was kommen musste. Walter benutzt einen Theaterbesuch der Kompanie, um vom Brot eines Kameraden ein Stück abzuschneiden. Da er aber alles andere als ein Gauner ist, kommt die Tat schnell ans Licht. Der Arme muss seine aus falschem Selbsterhaltungstrieb geborene Verfehlung hart büßen. Der unserem Sanitätsstab sowieso feindlich gesinnte Barackenälteste bauscht die Angelegenheit entsprechend auf. Mit Schimpf und Schande wird der Unglückliche, der seine Tat ehrlich bereut, seines Postens enthoben und für zehn Tage ins Arresthaus gesperrt. Theo, Willy und mich trifft das alles furchtbar schwer. Dabei sind wir weniger Walter böse als vielmehr den eigentlichen Urhebern, die einen so hochbegabten Menschen durch ihre Hungermethoden so tief haben sinken lassen. Unserem Sanitätsstab wird nun ein anderer Pfleger zugeteilt. Sehr bald müssen wir erkennen, dass wir mit diesem, einem gewissen Steinbrich, einen bösen Fang gemacht haben. In seiner Arbeit unsorgfältig und faul, trägt er dem Barackenchef alles zu, was sich in unserem Sanitätsraum alles ereignet und was von uns besprochen wird. Eines Tages beobachten Willy und ich, wie er heimlich aus dem Kochgeschirr eines kranken Kameraden, den er in letzter Zeit geradezu auffallend „betreute“, heimlich Suppe löffelt. Empört stellen wir ihn zur Rede. Er leugnet geschickt, ja bezichtigt uns sogar der Verleumdung. Wir wollten an ihm nur die Scharte „Walter Müller“ wieder auswetzen. Wütend teile ich Theo das eben Erlebte mit. Der Doktor setzt sich sofort mit dem Barackenältesten in Verbindung. Dieser aber – längst von dem Zwischenfall in Kenntnis gesetzt – deckt seinen Genossen und droht sogar, Willy und mich absetzen zu lassen wegen böswilliger Verleumdung. Ich bin außer mir. Theo und Willy aber sind besonnener.

Sie wissen, dass hier Macht vor Recht geht, und mahnen mich zur Vorsicht. Theo rät zu geduldigem Abwarten und begründet dies mit zwei alten Sprichwörtern, wie es nun einmal seine Art ist.

„Einerseits“, sagt er in Hinblick auf jenen Steinbrich, „die Katze lässt das Mäusen nicht, und dann wissen wir ja aus Erfahrung: Gottes Mühlen mahlen langsam, aber unendlich fein.“ Wie recht er damit hatte, sollte die Zukunft zeigen. Steinbrich machte sich in den folgenden Monaten durch unsaubere Geschäfte immer unbeliebter,

so dass ihn sogar der Barackenchef nicht mehr zu halten vermochte – er wurde abgesetzt ...

Nachdem unsere Barackenbelegschaft wie üblich alle drei Wochen wieder einmal zum Duschen in der kleinen Badeanstalt des Lagers gewesen ist, merke ich am nächsten Tage, dass ich mich allem Anschein nach sehr erkältet habe. Und richtig, das Fieberthermometer zeigt auch etwas Temperatur an. Theo untersucht mich gründlich, kann aber nichts feststellen. Das Fieber jedoch und die allgemeine Mattigkeit will nicht weichen. Zufällig – oder war es durch Theos Vermittlung? – kommt in den nächsten Tagen Prof. Keller in die Baracke. Lange horcht und klopft er mich sorgfältig ab. Dann ordnet er an: „Probepunktion“. Wenig später bekomme ich die lange Kanüle einer 50 ccm-Spritze in den Rücken gestoßen, der Kolben saugt an ... und da höre ich auch die Stimme Kellers: „Einweisung nach Station 2 wegen Pleuritis exsudativa!“ Ich bin ziemlich erschüttert, also eine nasse Rippenfellentzündung habe ich.

Wie oft haben wir erkrankte Kameraden mit dieser Diagnose in das Lazarett eingeliefert und mussten schon nach kurzer Zeit ihre Namen mit dem Vermerk: „Gestorben an Lungen-Tbc“ für immer aus unseren Listen streichen! Bevor ich eingeliefert wurde, habe ich außerdem noch das Pech, dass ich eine höchst unangenehme Prozedur über mich ergehen lassen muss. Zweimal im Jahr durchsuchen nämlich russische Soldaten jeden Winkel des Lagers und jede Tasche der Häftlinge nach den bewussten verbotenen Gegenständen. Glasscherben, Nägel und am Stiel angeschärfte Löffel zählen als „gefährlich“ auch dazu. Unter Fieberschauern muss ich von irgendeinem Iwan meine Lagerstatt durchwühlen lassen und mich bis aufs Hemd entkleiden. Doch auch das geht vorbei. Ich atme erleichtert auf, als ich am nächsten Tage seit über einem Jahr wieder in einem richtigen Bett liege. Dem Lazarett stehen nämlich ca. 400 Betten mit Strohsäcken zur Verfügung. Das bedeutet aber, dass noch immer mindestens 2000 Kranke, auf harten Holzpritschen zusammengepfercht, liegen müssen. Ich liege mit 15 anderen Jugendlichen in einem Zimmer. Zwölf dieser tapferen, jungen Burschen, die ausnahmslos wie ich an nasser Rippenfellentzündung erkrankt sind, sollten die Nachwirkungen der Krankheit nicht überstehen und an Lungentuberkulose eines langsamen, grausamen Todes sterben. Es ist immer wieder erschütternd und bewunderungswür-

dig zugleich, wie diese prächtigen Jungen völlig gefasst die Nachricht entgegennehmen, dass sie infolge Bakterienfeststellung in ihrem Auswurf in das Zimmer 5 verlegt werden müssen. Diesen großen Raum nennen wir das Sterbezimmer der Station; viele gute Kameraden sind im Laufe der Zeit dort hineingetragen worden, lebend hat es keiner jemals wieder verlassen. 14 bis 18 Jahre sind meine Zimmergenossen alt und schon zum Tode verurteilt ... Und warum? Weil irgendein gemeiner Denunziant die damaligen Schulbuben in der Pflichtorganisation der Hitlerjugend im Braunhemd marschieren gesehen hat und sie nun für einen Judaslohn der bereitwilligen GPU als „Werwölfe“ angezeigt hat!

Ich lerne jetzt kennen, was wahre Freundschaft bedeutet. Vor allem sind es natürlich Theo, Willy und Martin, der Ambulanzschreiber, die sich rührend um mich kümmern und mich fast täglich besuchen. Aber auch meine Freunde aus der Quarantänebaracke lassen sich öfters sehen. Nie kommen sie mit leeren Händen, und wenn sie nur eine dünne Scheibe geröstetes Brot bei sich haben. Entscheidend aber für meine langsame Wiedergenesung ist die Hilfe, die mir von Prof. Keller zuteil wird. Jeden Mittag und jeden Abend erscheint sein Manfred mit einem Schlag Essen bei mir. Gottlob bekommen auch die anderen Jugendlichen im Zimmer von irgendwoher einen kleinen Essenzuschuss – die zwei oder drei, die von niemandem etwas erhalten, werden von uns anderen mit durchgeschleppt. Aber es nützt alles nichts, einer nach dem anderen verlässt unser Zimmer, um nach zwei, drei oder höchstens vier Wochen sein junges Leben auszuhauchen. Ich bin erstaunt, dass ich, der ich noch immer mit dem Schlimmsten rechnen muss, keinerlei Todesangst verspüre. Nur der Gedanke, dass meine Eltern wohl nie etwas von meinem Schicksal erfahren würden, stimmt mich traurig. Die Schwestern und Ärzte geben sich die erdenklichste Mühe mit uns, doch können sie im Grunde nicht heilen, sondern nur lindern, selten die Genesung beschleunigen, sondern nur das Sterben verzögern ...

Wider Erwarten hält sich meine Lunge aber ausgezeichnet; auch die Pleuritis klingt langsam ab, das Exsudat verschwärtet.

Nach fünf Wochen, Anfang Juni, darf ich das erste Mal aufstehen.

Theo holt mich in der Mittagsstunde zum „Spaziergang“ ab. Nach zehn Minuten liege ich total erschöpft wieder auf meiner Bettstatt. Für heute reicht es mir. Meine Bekannten, die ich unterwegs traf,

haben mich fast nicht wieder erkannt. Einer sagte mir, er hätte nicht geglaubt, dass ich lebend davonkommen würde, und, wie ich jetzt aussehe, zweifle er noch immer daran.

Taktvoll oder ermutigend kann man dies ja auch nicht gerade nennen! Täglich gehe ich nun für kurze Zeit an die frische Luft, und langsam, ganz allmählich kehren meine Kräfte zurück. Es ist dennoch fraglich, ob ich nicht bei meinem schlechten Allgemeinzustand einem etwaigen Rückfall erlegen wäre, wenn sich Mitte Juni nicht meine Situation grundlegend verändert hätte. Am 17. Juni werden zu aller Überraschung etwa zehn Jugendliche entlassen. Einem Dresdner Rechtsanwalt, der entsprechende Verbindungen zur GPU hatte, war das anscheinend Unmögliche gelungen. Durch monatelange Vorstellungen bei den Sowjetbehörden und ein stichhaltiges Plädoyer hatte er die Freilassung der Glücklichen durchgesetzt. Wie ich später von meinen Eltern erfahren sollte, war auch ich neben vielen anderen von dem Anwalt in diesem Sinne vertreten worden, doch hatte sich die GPU-Zentrale Karlshorst nur zur Freilassung des erwähnten knappen Dutzends entschließen können. Unter den strahlenden, völlig überraschten Jungen befindet sich auch Manfred, der Melder des Oberarztes, meines Gönners Prof. Keller. Kaum hat er noch Zeit, sich von seinem Chef zu verabschieden, mir und seinen anderen Freunden jubelnd zuzuwinken, und schon geht's zum Tor hinaus, in die Freiheit ...

Der Melderposten beim Oberarzt ist freigeworden! Wie ein Lauffeuer spricht sich das unter den Jugendlichen des Lagers herum. Überall wird Prof. Keller daraufhin angesprochen, dieser und jener wird ihm empfohlen. Er scheint aber andere Pläne zu haben. Am selben Tage treffen sich auch zwei für diesen begehrten Posten recht alte „Bewerber“ im Untersuchungszimmer des Professors. Doch die beiden, die gegenseitig von den Plänen des anderen nichts wissen, wollen dem Oberarzt nur einen ihnen bekannten Dritten als Melder vorschlagen. Beide haben dabei denselben im Auge, nämlich – mich! Bedarf es noch einer Erklärung, dass der eine meiner Fürsprecher natürlich Theo und der andere Martin ist? Wie erstaunt und erfreut sind die beiden nun, als sie vom Professor erfahren, dass meine Einstellung sowieso von Anfang an in seiner Absicht gelegen habe. Er will nur das Ergebnis einer letzten Generaluntersuchung abwarten. Ich liege unterdessen nichtsahnend in

meinem Krankenzimmer und lasse geduldig die Torturen der Blutentnahme für eine Blutsenkung mit einer völlig stumpfen Kanüle über mich ergehen. Anschließend werde ich vom Stationsarzt besonders gründlich untersucht, abgehört und abgeklopft. Ich bin etwas verwundert, da ich ja eigentlich noch gar nicht wieder an der Reihe war. Nach ca. zwei Stunden bekomme ich auf einem Zettel das Resultat meiner Blutsenkung und Untersuchung von dem geheimnisvoll lächelnden Arzt in die Hand gedrückt. Er sagt, ich solle mich damit sofort beim Oberarzt melden. Auf dem kurzen Wege zum Dienstzimmer stelle ich mit Freude fest, dass mein heutiger Befund so günstig wie noch nie ausgefallen ist. Prof. Keller scheint mich schon zu erwarten. Immer noch ahnungslos gebe ich ihm den Zettel. Er studiert ihn genau und fragt mich dann ruhig, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt: „Hellmut, wie wäre es, willst du mein Melder werden?“

Vier Wochen tue ich jetzt Dienst bei meinem neuen Chef und weiß, dass ich das große Los gezogen habe. Als Mediziner und Menschenkenner weiß Prof. Keller genau, wo so einem langen Kerl wie mir am meisten der Schuh drückt. Mit seinem Melderposten ist von jeher ein sehr angenehmes Privileg verbunden gewesen: Der täglich zweimalige Besuch der Küche! Auf seinem Gang zur Küchenkontrolle darf ihn sein Melder begleiten und dort den Leistungszuschlag empfangen. Die dicken Köche sind ordentlich gerührt, als sie mich das erste Mal abgezehrt in der Großküche zu sehen bekommen, und mein Chef ihnen versichert, dass ich „dem Totengräber von der Schippe gesprungen“ sei. „Keine Sorge, Professor, den Jungen füttern wir Dir schon wieder hoch“, versichern sie ein ums andere Mal. Und sie haben Wort gehalten!

Jeden Mittag und jeden Abend gehe ich nun zur Küche und darf mich satt essen. Das Schönste aber ist, dass ich mit dem Essen, das ich außerdem in der Baracke empfangen, wechselweise meine Freunde beglücken darf. Vor allem Willy kann ich so manchen Schlag Essen zukommen lassen.

Ich genieße das volle Vertrauen meines Chefs und darf fast bei jeder Untersuchung und jedem Kolloquium zugegen sein. Für mich als angehenden Medizinstudenten ist dies natürlich äußerst wertvoll und ich komme aus dem Staunen über die wissenschaftliche Vielseitigkeit meines Chefs nicht heraus. Ein Beispiel möchte ich an

dieser Stelle anführen. Im Lager herrschte infolge der einseitigen und vor allem eiweißarmen Ernährung eine starke Neigung zu Ödemen, zur Wassersucht. Prof. Keller wollte anfangs eine eiweißhaltige Hefe züchten, um diese als gewissen Ausgleich zur Verteilung kommen zu lassen. Es war aber nicht möglich, die zum Ansetzen notwendige geringe Menge von den desinteressierten Russen zu erhalten. Daher ging er zu einem anderen Projekt über. Er ließ in den Friestuben alle abgeschnittenen Haare und im Schlachthaus die Klauen und Hörner des geschlachteten Viehs sorgfältig sammeln. Nach peinlichster Reinigung in dem von ihm geleiteten chemischen Laboratorium wurden diese sogenannten „Abfälle“ in einem Autoclaven gekocht und aufgelöst, destilliert und in Flaschen gefüllt. Als „Cystin“ bzw. „Cornin“ wurde diese übelriechende Flüssigkeit zunächst an die innere Station ausgegeben. Hier kam diese stark eiweißhaltige Medizin an schwer ödemkranke Patienten, die gleichzeitig auf salzlose und wasserarme Kost gesetzt wurden, zur Verteilung. Der Erfolg war verblüffend. Binnen 48 Stunden waren die Betreffenden nicht mehr wieder zu erkennen. Durch eine geradezu unwahrscheinlich hohe Ausscheidungsmenge hatten sie den größten Teil ihres Wassers verloren und waren zu Skeletten abgemagert. Bei entsprechender Lebenshaltung mit der oben erwähnten Diät und der fortgesetzten „Cornin“ oder „Cystin“-Kur hatten die Patienten auch später kaum noch unter Ödemen zu leiden gehabt. Völlige Ausheilung ist natürlich nur durch eine andauernde, gute Ernährung möglich.

Die Russen wissen die ärztliche Kunst Prof. Kellers und der anderen deutschen Ärzte sehr wohl zu schätzen. Ständig kommen sie zur Behandlung in unser Lazarett. Der Kapitänarzt lässt sich von unseren Chirurgen den Blinddarm herausnehmen, eine Offiziersfrau durch unseren Lagerarzt, einen Gynäkologen, entbinden. Letzterer, ein Dresdner Professor, ist, da er eher ins Lager gekommen ist als mein Chef, der einzige Vorgesetzte Prof. Kellers. Beide verstehen sich aber ausgezeichnet, und der Lagerarzt, der meist beim Russen vor dem Tor zu tun hat, lässt seinem Oberarzt völlig freie Hand in den Lazarettangelegenheiten des Lagers. Da sind sie auch in besten Händen! Immer wieder bringt Prof. Keller Verbesserungsvorschläge vor und so mitunter den sonst so gemütlichen Majorarzt in

helle Verzweiflung. Eines Tages inspiziert auch wieder der „Knebelbart“, der russische Oberstarzt Katz, das Lager.

Bei der Prüfung des heute außerordentlich dicken Essens meint er lakonisch: „Ich weiß, dass das Essen sonst wesentlich schlechter ist.“ In aller Ruhe und Bestimmtheit kann ihm nun Prof. Keller auseinandersetzen, warum das Essen stets so gut ist, wenn ein russischer Arzt zur Inspektion kommt. Wochenlang zurückgehaltene Lebensmittel werden für diesen Tag vom Magazinsergeanten ausgegeben.

Potemkinsche Dörfer oder sowjetische Rekordziffern – es kommt letzten Endes auf dasselbe heraus. Ich bin im Laufe dieses Sommers wieder der geworden, der ich früher war. Reichlich 10 kg habe ich zugenommen, bin aber dabei nicht dick geworden, da ich ständig in Bewegung bin. Auch können die Graupensuppen, selbst in genügenden Portionen, kaum einen Schmerbauch bewirken. Fast jeden der langen Sommerabende verbringe ich mit Theo, Martin und Willy. Oft bitten wir irgendeine Koryphäe eines Fachgebietes zu uns; dieselben sind ja zu hunderten hier unfreiwillig versammelt. Einmal erzählt uns ein Kunsthistoriker über Rembrandt, dann ein Weltreisender über Indien, ein Philologe über Goethes „Faust“, ein Europameister von seinen Motorradrekorden und – wenn es ganz hoch kommt – unser Professor über Medizin. Wenn nur meine Eltern von dieser erfreulichen Umgestaltung meines Schicksals wüssten, denke ich immer und immer wieder. Bestimmt hat Manfred nach seiner Entlassung bei mir zu Hause Bescheid gegeben, aber zu dieser Zeit war ja leider nicht viel Erfreuliches von mir zu berichten. Doch auch hier hilft mir mein „professoraler Schutzengel“, wie Theo treffend sagt. Es gelingt ihm, einen Brief an seine Familie herauszuschmuggeln, in dem er auch genau über mein derzeitiges Wohlbefinden Bericht erstattet. Jetzt bin ich beinahe sogar glücklich. Das hätte mir jemand vor einem halben Jahr prophezeien sollen!

Zu Herbstbeginn erleben wir eine große Überraschung. Nachdem bis vor kurzem der Besitz gedruckten Materials bei Strafe strengstens verboten war, werden ab jetzt täglich mehrere Stöße Zeitungen in das Lager gebracht. Die körperlich, aber auch geistig halbverhungerten Menschen stürzen sich förmlich auf diese erste geistige Nahrung seit Eröffnung des nunmehr seit zwei Jahren bestehenden Lagers. Natürlich kommen nur kommunistisch orientierte Blätter der

Ostzone zur Verteilung. Jede Zeile bis zur kleinsten Annonce wird durchgelesen und überall bieten sich für uns Neuigkeiten, meist unerfreulicher Natur. Hetzpropaganda gegen die Westmächte scheint die erste Parole geworden zu sein! Die Sowjetunion mit allen ihren Vorzügen und Errungenschaften wird unaufhörlich verherrlicht und in den Himmel gehoben – wir, die wir von der „Sowjetkultur“ am sichtbarsten gesegnet sind, denken uns unseren Teil. Weitere Überraschungen folgen. Der Lagertyrann Walter Haller wird plötzlich mit einem großen Teil seiner Spießgesellen vom russischen Kommandanten abgesetzt und wegtransportiert. Wir sind wie vom Donner gerührt. Theo widmet ihm ungerührt einen trockenen Nachruf „Der Mohr hat seine Arbeit getan, der Mohr kann gehen.“ Dieses Zitat aus Schillers „Fiesco“, der gerade über die Mühlberger „Bühne“ geht, kennzeichnet die Situation am besten.

Haller hat mit seinen grausamen Methoden Hand in Hand mit der GPU gearbeitet und geholfen, so manchen Kameraden unter die Erde zu bringen – jetzt scheint es genug zu sein – „... der Mohr kann gehen!“

Man kann sich überhaupt des Eindrucks nicht erwehren, dass irgendetwas mit uns beabsichtigt wird. Etwas Schlechtes kann es jedenfalls nicht sein, da die Russen eine auffallende Fürsorge für uns an den Tag legen. Schon jetzt, im Oktober, werden Kohlen lastzügenweise angefahren. Das wiederum ist ein Dämpfer für allzu optimistische Gemüter, die glaubten, noch vor Einbruch des Winters entlassen zu werden. Erstmals werden jetzt auch größere Mengen fester, wenn auch gebrauchter Kleidungsstücke ausgegeben. Trotzdem wird der Bedarf bei weitem noch nicht gedeckt. Noch immer laufen schwache, alte Menschen in dünnen, geflickten Sommeranzügen umher und sehen mit Grauen dem dritten Winter entgegen. Den Russen ist jetzt auch auf einmal die Sterblichkeitsziffer zu hoch geworden. Vergeblich weisen unsere Ärzte auf den Hauptübelstand, die schlechte Ernährung und Unterbringung hin.

Mit mir in Leipzig verhaftet und ins Lager Mühlberg gebracht wurde 1946 der Verleger Goldmann. Er war schon bei den Nazis als Jude inhaftiert und wurde wegen seiner Betätigung in der Liberal-Demokratischen Partei nach dem Kriege als Feind des Regimes von den Russen erneut verhaftet. Dieser Mann ist mir immer ein Vorbild geblieben: er hatte kaum Möglichkeiten, seine Ernährung durch

Extraportionen aufzubessern, ist aber bis zu seiner Entlassung ein aufrechter und vorbildlicher Mann geblieben. Man sah dies bereits an seinem Äußeren: Für eine Portion Brot hatte er sich eine Kleiderbürste erstanden, mit der er täglich sorgfältig seinen im ganzen Lager bekannten breitrandigen Hut und seinen einzigen Anzug bürstete. So sah er bis zuletzt – bis zu seiner Entlassung – „wie aus dem Ei gepellt“ aus, auch wenn der Anzug natürlich im Laufe der Jahre etwas dünn und durchscheinend wurde. Sein Beispiel galt für all diejenigen, die die Forderungen der Hygiene und Sauberkeit aufrecht hielten. Man konnte es geradezu als schlechtes Zeichen nehmen, wenn jemand sich gehen ließ und sich nicht mehr pflegte. Dann war mit dem baldigen körperlichen Zusammenbruch und letztlich mit dem Tod zu rechnen.

Im Laufe meiner Mühlberger Zeit wurde ich zweimal auf Arbeitsfähigkeit untersucht. Arbeitsfähigkeit bedeutete den Abtransport nach Sibirien, von wo kaum je einer zurückkam. Bei der ersten Untersuchung durch eine russische Kommission, verstärkt durch deutsche Ärzte, war ich im Jahre 1947 in einem so schlechten Zustand, dass keine Gefahr bestand: ich wurde schnell weiter geschickt, da man von solch einem Skelett keine Arbeitsleistung erwarten konnte. Anders verhielt es sich Ende 1947, nachdem ich durch meine Tätigkeit bei Prof. Keller wieder aufgefüttert worden war: als sich die Untersuchungen ankündigten, die in Form einer Musterung durch den russischen Majorarzt, einem weiteren russischen Arzt und Prof. Keller vorgenommen wurden, sagte mir mein Mentor Prof. Keller: „Ich werde dir nicht helfen können, es sei denn, dass ich die Russen im richtigen Moment ablenke.“ Wir schmiedeten ein Komplott, was letztlich auch aufging. Die nur mit ihren Schuhen bekleideten Häftlinge passierten zunächst bei der Musterung einen Schreibtisch, wo ein Schreiber den Namen vermerkte. Falls die Musterungskommission den Betreffenden für arbeitsfähig erklärte, wurde hinter den Namen ein Kreuz gesetzt und der Betreffende in eine gesonderte Baracke zum Abtransport einberufen. Ich ließ nun meinen Namen eintragen und bückte mich anschließend, um an meinen Schuhbändern zu nesteln. Prof. Keller hatte mich inzwischen bemerkt und verwickelte den Majorarzt in ein Gespräch. Ich benutzte dies, um in gebückter Haltung hinter der Schlange der

wartenden und mich kameradschaftlich deckenden Häftlinge entlang zu schleichen und mich aus dem Raum zu entfernen.

So war ich registriert worden, ohne dass man mich als arbeitsfähig gemustert und ausgesondert hatte. Mit viel Glück und letztlich wieder durch die Initiative von Prof. Keller und die Kameradschaftlichkeit meiner Mithäftlinge bin ich dem Abtransport nach Sibirien entgangen ...

Schon steht Weihnachten vor der Tür, da muss es ausgerechnet wieder mich erwischen. Mit einem Mandelabszess werde ich hochfiebernd ins Lazarett eingeliefert. Gott sei Dank, komme ich aber ohne Operation davon. Das Lager hat nämlich seit kurzem Medikamente erhalten, die es vorher nie zu sehen bekommen hatte. Besonders die für Lungenentzündung, Ruhr, Phlegmone, Erysipel (Rose) etc. so wichtigen Sulfonamid-Präparate stehen jetzt in ausreichender Menge zur Verfügung. Trotzdem treibt Prof. Keller damit Vorratswirtschaft und gibt nur in wirklich dringenden Fällen die kostbaren Medikamente ab. Zu leicht kann es passieren, dass die Quelle rasch wieder versiegt. Ich bekomme also Prontosil zu schlucken, und nach kaum 24 Stunden schwillt der Hals ab und das Fieber geht zurück. Trotzdem muss ich über das Weihnachtsfest noch im Lazarett bleiben. Ich bin wenig erfreut darüber, da ich diesen Abend lieber in der Sanitätsbaracke verbracht hätte, in die ich nach Antritt meines Postens übergesiedelt bin. Doch es wird auch so ein wirkliches Fest. Unsere Krankenschwestern erfreuen uns mit Weihnachtsliedern, die sie allerdings ganz leise singen müssen, da jeder Gesang streng verboten ist.

Das neue Jahr sieht mich wieder im Dienst. Wird das Jahr 1948 uns nun endlich die ersehnte Freiheit bringen? Alle sind wir von diesem einen Wunsch beseelt, ganz gleich, ob wir nun einen guten oder schlechten Posten innehaben. Das gemeinsame Leid hat die Ketten der verschiedenen Altersstufen, Berufe, Weltanschauungen und Nationalitäten gesprengt. Da liegen sie seit Jahren zusammen auf einer Holzpritsche und empfangen in dieser Reihenfolge zweimal am Tag ihre kärgliche Suppe: Zuerst der „Gruppenführer“, ein rüstiger mitteldeutscher Industrieller von 62 Jahren. Dann folgt der 15-jährige kindliche Günther, ein unterernährter kleiner Kerl, der seine Mutter in der Frauenabteilung des Lagers als Näherin tätig weiß. Ein Jurist, ein nicht „linientreuer“ kommunistischer Funktionär

und ein Professor der Kunstgeschichte sind die nächsten. Die Interessen der Gruppennummer 6 nimmt sein Nachbar, die Nummer 7, wahr. Nr. 6, ein schlesischer Bauer, ist nämlich blind. Durch einen einfachen operativen Eingriff hätte ihm das Augenlicht erhalten werden können. Allerdings hätte man ihn dazu in ein Krankenhaus außerhalb des Lagers einliefern müssen, da die erforderlichen Instrumente bei uns nicht vorhanden sind. Die Genehmigung wurde aber nicht erteilt. Ein Tischler, ein Beamter, ein Kaufmann und – zwei amerikanische Staatsangehörige, Vater und Sohn, vervollständigen die Gruppe. Letztere sind in der sowjetischen Besatzungszone widerrechtlich festgenommen worden, obwohl besonders der junge John Noble dauernd dagegen protestiert. Sie sind nicht etwa die einzigen Ausländer im Lager Mühlberg. Auch Franzosen, Belgier, Italiener, Jugoslawen, Griechen und sogar ein Inder sind hier vertreten. Letzterer wird allerdings sein Vaterland nicht mehr wiedersehen – er ist im Frühjahr 1948 an Knochen-Tbc gestorben ...

Sehr bald kristallisieren sich die guten und die schlechten Menschen in einer so harten Prüfung, wie sie das Lager für jeden darstellt, heraus. Leider sind es sehr, sehr viele, denen die Völle ihres Magens von größerem Wert ist als die Unbeflecktheit ihrer Ehre. Nicht nur, dass sie ihre Kameraden bestehlen, nein, sie bespitzeln sie auch und geben ihre Wahrnehmungen an die GPU weiter. Dafür erhalten sie einen sogenannten Nachschlagzettel, den sie an der Küche für eine Extraportion Essen einlösen können.

In meiner Zeit als Sanitäter in dem schlimmen Winter 46/47 starb in meinen Armen einer der berüchtigsten und verhasstesten Spione, ein gewisser Ghasa. Sein Tod war entsetzlich. Von seinem schlechten Gewissen gepeinigt, stöhnte und schrie er ununterbrochen. Nie hätte ich für möglich gehalten, dass mich der Tod eines Menschen so kalt lassen würde. Hier war es der Fall. Wohl erkannte ich mit Ehrfurcht die Macht der ausgleichenden Gerechtigkeit, das Schicksal des Menschen Ghasa aber berührte mich nicht. Mechanisch erfüllte ich die letzten Sanitärpflichten und drückte ihm schließlich die gebrochenen Augen zu. In seinem Nachlass fand ich noch Aufzeichnungen über die Ergebnisse seiner Spitzeltätigkeit in der allerletzten Zeit. Bruchstücke davon sind mir im Gedächtnis geblieben:

„Barackenfourier schimpft über das schlechte Essen, er sagt, die Russen würden die Lebensmittel verschieben ... Erhard Schubert

sagte zu Ernst Neubert, der Kommunismus sei der größte Schwindel, den es gäbe. Dieser gab ihm recht ... Der Rechtsanwalt L. sagte seinem Schwager, er sei froh, dass die Russen nicht wüssten, dass er im Krieg im Osten gewesen sei." Angeekelt habe ich das widerwärtige Geschreibsel sofort in den Ofen geworfen.

Zunächst sieht es nicht so aus, als sollte uns das neue Jahr die Freiheit bringen. Die Verpflegung ist nach wie vor nicht ausreichend, und die Sterbeziffer liegt jetzt bei 10 pro Tag. Wir warten auch vergeblich darauf, dass sich die Zeitungen einmal mit uns politischen Häftlingen beschäftigen. Nur gut, dass dieser Winter ausgesprochen milde ist und wir genug Feuerungsmaterial erhalten.

Mein Chef wird jetzt heftig von seinem alten Leiden, Gelenkrheumatismus, geplagt, es wird so schlimm, dass er sich nur am Stock humpelnd durch das Lager bewegen kann. Mit eiserner Energie kommt er aber allen sich selbst auferlegten Pflichten nach. Ich begleite ihn auf Schritt und Tritt. Im Lager spricht man scherzhaft schon vom „großen, kleinen Professor“ und „kleinem, großen Professor“, da man weiß, dass ich auch Medizin studieren will.

Es treten jetzt sogar unter den Ärzten, die verpflegungsmäßig etwas besser gestellt sind, Krankheits- und Todesfälle ein.

Anfang Februar gibt es eine Sensation. In Windeseile verbreitet sich im Lager die Nachricht, dass sich eine der kommunistischen Zeitungen mit unserem Schicksal kurz befasst habe. Und richtig: Das absolut links gerichtete Blatt weist darauf hin, dass man nun fast drei Jahre nach Kriegsende doch auch einmal an die vielen tausend Internierten denken und den unschuldigen Teil derselben entlassen müsse. Das ist in doppelter Hinsicht beachtenswert:

Denn einerseits gibt man die Unschuld eines gewissen Teiles der Inhaftierten ohne weiteres zu, und andererseits geht dies alles ohne Beanstandung durch die russische Zensur. Es sieht beinahe so aus, als hätte die sowjetrussische Propagandaabteilung ihre deutschen Kollegen sogar dazu animiert. Weitere Ereignisse verstärken nur diesen Eindruck und lassen uns erneut Hoffnung schöpfen.

Mitte Februar wird eine Kommission angekündigt, die das Lager inspizieren soll. Große Aufregung herrscht nicht nur bei der deutschen, sondern auch bei der russischen Lagerführung. Zweimal am Tag kommt der Majorarzt und besichtigt mit dem Lagerarzt, Prof. Eufinger, und mit meinem Chef die einzelnen Lazarettstationen.

Auf seine Anordnung hin werden aus dem russischen Magazin Bezüge für die Decken und Kissen der 400 Betten herausgegeben. Die Lazarettbaracken, die nur mit Holzpritschen ausgestattet sind, müssen peinlichst renoviert werden, soweit das in der Kürze der Zeit noch möglich ist. Im Hinblick auf die erwartete Kommission ist das Lazarett der Mittelpunkt des Lagers geworden. Nun, die Zahl von 5000 Kranken bei der derzeitigen Belegschaft von 11500 Männern und Frauen spricht ja auch für sich! Genau am 22. Februar, meinem 20. Geburtstag, erscheint die hohe Kommission, bestehend aus mehreren GPU-Obersten und Oberärzten, u.a. auch dem „Knebelbart“. Den ganzen Nachmittag und nächsten Vormittag besichtigen die Sowjetoffiziere mit unbewegten Gesichtern das Lazarett. In einer Tbc-Baracke, einer wahren Höhle des Grauens, wankt ihnen ein kraftloser, vom Tode gezeichneter junger Mensch entgegen und ruft mit gebrochener Stimme: „Wenn ihr uns schon verrecken lassen wollt, dann gebt uns lieber gleich einen Genickschuss!“ Alles ist erstarrt über solche Kühnheit, die Russen nehmen die wörtliche Übersetzung des Dolmetschers schweigend zur Kenntnis. Der Tapfere wird nicht einmal bestraft, wozu auch, in spätestens 14 Tagen lebt er ja doch nicht mehr! Am 23. Februar, 14 Uhr werden alle deutschen Ärzte sowie der neue Oberleiter zur Besprechung in die Ambulanz befohlen. Was sich dort abspielt, ist so unglaublich, so niederträchtig, dass es mir, der ich durch die Wand jedes Wort verstehen kann, mitunter den Atem verschlägt. Ohne auch nur einen Deutschen zu Worte kommen zu lassen, hält der Chef der Kommission, ein einwandfrei deutsch sprechender GPU-Oberst, eine flammende Anklagerede. An allen Missständen, die in diesem Lager herrschten, seien nur die deutschen Lagerführer, an der hohen Kranken- und Totenziffer aber die deutschen Ärzte schuld. Man hätte der russischen Lagerführung längst Verbesserungsvorschläge machen müssen. Die Ernährung sei völlig ausreichend, werde aber schlecht zubereitet und ausgenutzt. Alle Kranken müssten sofort in Betten untergebracht werden. Die dauernden berechtigten Einwände der Professoren beantwortet der Russe mit persönlichen Angriffen. Am Schluss dieses typisch sowjetischen „Schauprozesses“ versichert er, er werde in vier Wochen abermals das Lager inspizieren und dann, falls er nicht zufrieden sei, die Schuldigen aller Missstände streng bestrafen. Hochaufgerichtet

verlässt er mit seinem Gefolge die Ambulanz. In das Lager zurückgekehrt ist er niemals wieder! Die folgenden Wochen aber zeigen uns, wie die Russen selbst über die wahren Ursachen der unglaublichen Zustände denken. Die angeblich „völlig ausreichende Ernährung“ wird für die Kranken und Dystrophiker erheblich heraufgesetzt. Sie erhalten jetzt Lebensmittel im Werte von 2400 Kalorien, darunter Milch, Weißbrot und Öl. Der Barackenumbau wird sofort in Angriff genommen. Holz zum Bettenbau wird geliefert. Strohsäcke, Bettzeug aber auch Kleidungsstücke für Kranke sind auf einmal in Hülle und Fülle vorhanden. Laufend erkundigt sich der Majorarzt nach dem Fortschreiten der Arbeiten und dem Wohlbefinden der Kranken. Eine neue Zeitung kommt jetzt im Lager zur Verteilung. Sie nennt sich „National-Zeitung“ und ist das Organ der „Nationaldemokratischen Partei“ der Sowjetzone. Dieses Blatt nimmt sich in auffälliger Weise der „harmlosen, kleinen Parteigenossen“ und besonders der Internierten an. Auf einer Seite, die mit „Nationales Forum“ überschrieben ist, gibt sie jedem Leser die Möglichkeit, sich an der Diskussion in diesen Fragen zu beteiligen. Sehr bald merken wir, dass diese Zeitung, die so großzügig mit dem Wort „national“ umgeht, nichts anderes als ein Sprachrohr der kommunistischen SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) darstellt. Dieselben Lobpreisungen auf die Sowjetunion und die gleichen Hetzreden gegen das „angloamerikanische Monopolkapital“ werden hier aufgetischt.

Was mag aber dieses auffallende Interesse und Wohlwollen für uns Internierte zu bedeuten haben? Sollte man uns doch einmal entlassen wollen? Es erscheint kaum noch denkbar, nachdem in den KZ's der Ostzone wohl an die 100.000 Menschen gestorben sein mögen. Andererseits ist uns klar, dass dieser plötzlich entfachte Propagandarummel, an dem sich jetzt auch die anderen Zeitungen lebhaft beteiligen, nur von höherer Warte aus (lies: von der Sowjetischen Militäradministration) entfacht sein kann. Dieser Gedanke lässt uns neue Hoffnung schöpfen. Eine erneute Sensation stellt die Beschaffung eines Röntgenapparates für das Lager dar. Zu diesem Zwecke fährt eines Morgens Prof. Keller mit dem Kapitänarzt, einem gemütlichen Mongolen, sowie mit zwei Rotarmisten in eine kleine sächsische Stadt.

Dort laden sie aus einer großen russischen Ambulanz einen fast neuen Röntgenapparat und andere wichtige Geräte, Medikamente und Bücher in ihren Lastkraftwagen. Abends kommt Prof. Keller, dem sein Rheuma schwer zu schaffen gemacht hat, völlig erschöpft zurück.

Diese Fahrt stellte einen der ganz seltenen Fälle dar, in denen ein Häftling, wenn auch unter schärfster Bewachung, das Lager verlassen durfte. Nun beginnt in fieberhafter Eile der Ausbau eines Röntgenraumes in der Lazarettstation für innere Krankheiten. Da unter den Tausenden alle Berufe vertreten sind, ist an Hand der Lagerkartei schnell ein Röntgenfachmann ausfindig gemacht, der mit meinem Chef zusammen die Aufstellung des Gerätes überwacht.

Bereits nach knapp drei Wochen können die ersten Durchleuchtungen vorgenommen werden. Es sei vorweggenommen, dass die Röntgenuntersuchungen, die Prof. Keller und ein Tuberkulosefacharzt im Verlaufe des nächsten Vierteljahres durchführten, ein erschreckendes Ergebnis zeitigten. Es stellte sich heraus, dass etwa 35% aller Lagerinsassen an Tbc erkrankt waren. Täglich bis zu 50 und 60 Mann wurden nun in freigemachte Baracken eingewiesen.

Die Tuberkulose hatte somit ein seuchenartiges Stadium erreicht, dem nur durch sofortige Auflösung des Lagers und Anstecken der völlig verpesteten Baracken zu begegnen gewesen wäre.

Ein anderes Ereignis bewegt jetzt die erregten Gemüter. Auf Befehl der Kommandantur werden Ende März zwei Doppelbaracken innerhalb des Lagers mit mehreren Stacheldrahtzäunen umgrenzt.

Oh weh, denken wir, welche arme Teufel mögen wohl dort untergebracht werden! Am nächsten Tag werden die Zäune wieder abgerissen und statt dessen zehn Doppelbaracken mit Stacheldraht umgeben. Im Frauenlager geht ähnliches vor sich. Wir stehen vor einem Rätsel.

In diesen Tagen soll sich aber noch allerhand ereignen! Große Stoffballen werden in die deutsche Lagerschneiderei geliefert mit dem Auftrag, so schnell wie möglich Tausende von Jacken und Hosen nach dem einfachsten Schnitt herzustellen. Das Schneiderkommando wird, einschließlich der im Frauenlager beschäftigten Arbeitskräfte, erheblich verstärkt und auf 200 Köpfe gebracht. Bis spät in die Nacht hinein muss an der Fertigstellung der Anzüge gearbeitet werden.

Ca. acht bis zehn Marineingenieure und U-Boot-Spezialisten werden mit den ersten fertigen Exemplaren eingekleidet und weggebracht. Dass die nicht entlassen worden sind, glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu können. Am Tage darauf werden etwa 50 Mann, die während des Krieges im Osten beschäftigt waren, unter strenger Bewachung abtransportiert. Am 4. April beginnt sich endlich der Schleier zu lüften, der bislang über all die eigenartigen Vorkommnisse der letzten Zeit ausgebreitet war. Der politische Offizier des Lagers bringt eine Liste mit 1200 Namen in die Stabsbaracke mit der Anweisung, diese Personen sofort in die eingezäunten Baracken, die sogenannte neue Quarantäne, einzuberufen.

Am nächsten Tag sind erneut 800 Mann dort zusammenzuziehen. Auch für das Frauenlager liegen solche Listen vor. Noch blicken wir nicht durch, was das Ganze zu bedeuten hat, als die Zeitungen des 7. April in großer Aufmachung „eine Zusage Marschall Sokolowskis“ veröffentlichen. Auf Bitten und Vorstellungen der SED-Vorsitzenden Pieck und Grotewohl habe sich der Marschall entschlossen, die in der sowjetischen Besatzungszone internierten politischen Häftlinge zu überprüfen und den größten Teil in allernächster Zeit zu entlassen. In allernächster Zeit. Das schließt an sich jeden Zweifel aus. Glücklicherweise umarmen sich die aufgerufenen alten und jungen Männer in der Hoffnung, „vielleicht schon am nächsten Sonntag“ zu Hause bei ihren Angehörigen sein zu können. „Vorsicht mit den Zeitbegriffen“ warnen dagegen andere. Aber sie werden als Pessimisten verschrien und nicht beachtet. Uns alle aber wurmt die freche Lüge, dass ausgerechnet die Kommunisten Pieck und Grotewohl den Sowjets unsere Entlassung angeraten hätten. Wenn die Sowjets glauben, auf diese billige Art und Weise der SED einen Stimmenzuwachs verschaffen zu können, dann haben sie sich allerdings schwer geirrt. Wir haben nicht vergessen, dass durch das organisierte Denunziantentum und Spitzelsystem der Kommunisten Tausende und Abertausende von der GPU verhaftet und in die KZ-Lager der Ostzone gebracht wurden. Das Leben von 100.000 gemordeten Menschen und das Elend ihrer ins Unglück gestürzten Familien steht für immer zwischen uns und ihnen! Für uns gibt es keine Möglichkeit eines Kompromisses mit Massenmördern und ihren Helfershelfern. Man kann jetzt klar ersehen, dass diejenigen, die in die Quarantäne einberufen werden, das bessere Los gezogen

haben. Nicht nur weil es die sogenannten „leichteren Fälle“ sind, sondern auch, weil sie den anderen gegenüber in jeder Weise bevorzugt werden.

Neuerdings wird sogar die seit kurzem eingeführte Krankenkost an die Quarantäneangehörigen ausgegeben. Man will also die zur Entlassung Vorgesehenen geradezu noch einmal hochfüttern. Durch die Einführung einer „Schwerstkrankenkost“ wird dies noch deutlicher.

Diese Kost erhalten alle Kranken, die zur Quarantäne aufgerufen sind, während sich die anderen Patienten mit der alten Kostform begnügen müssen. Der neue Verpflegungssatz enthält Dinge, die wir nur noch vom Hörensagen kennen. Pro Tag 100 g Fleisch, 200 g Milch, 600 g Weiß- und Schwarzbrot, 40 g Butter, Backobst, Zucker, Marmelade, durch Mehl gedickte Suppen und 50 g Hefe (!) sollen die Kranken wieder auf die Beine bringen! Eine unerhörte Sache stellt auch die Verteilung von täglich zwei Zigaretten dar, die ab sofort an alle Lagerinsassen ausgegeben werden. Der Mühlberger „schwarze Markt“ hat schwere Kursstürze zu verzeichnen. Wohl beginnt nun die Totenziffer langsam zu sinken, aber für viele Kameraden ist es dennoch zu spät. Sie sterben im Glauben an ihre baldige Heimkehr. In diesen Tagen wird er 7.000. Tote in das Massengrab vor dem Tor geworfen und mit Chlor überstreut ...

Nun werde auch ich in die Quarantäne einberufen. Am selben Tag wird auch der Lagerarzt Professor Eufinger aufgerufen und macht mich sogleich zu seinem Melder für die Quarantänezeit. Da den Einberufenen der Verkehr mit den übrigen Lagerinsassen verboten ist, habe ich sofort meinen Posten bei Prof. Keller aufgeben müssen. So sehr ich mich über meinen Aufruf freue, so bitter schwer fällt es mir, von dem Mann wegzugehen, dem ich soviel, ja letzten Endes mein Leben verdanke. Ausgerechnet er, Theo und Martin sind noch nicht aufgerufen worden und sollen auch später nicht zur Quarantäne stoßen. Es ist nur gut, dass ich, als neuer Melder von Prof. Eufinger, wenigstens wieder überall – auch außerhalb unseres eingezäunten Bereichs – umhergehen und somit meine Freunde besuchen darf. In der Zeitung lesen wir, dass „unser Freund“ Pieck in einem „Volks-eigenen Betrieb“ der Ostzone eine donnernde Rede gehalten hat. Unter anderem hätte er ausgeführt, dass die politischen Häftlinge nunmehr in den nächsten Tagen nach Hause zurückkehren würden.

Dieser gelehrigste Schüler Moskaus scheint aber bereits den russischen Zeitbegriff mit übernommen zu haben! Denn es vergehen April, Mai und Juni, ohne dass sich irgend etwas Positives ereignet. Nur der „Knebelbart“ lässt sich ab und zu sehen, um die 7.000 Quarantäneangehörigen auf ihren Körperzustand zu prüfen. Ein kleiner Berliner Steppke, der mit zwölf Jahren (!) verhaftet worden war, brummelt misstrauisch, er fühle sich wie im Märchen von „Hänsel und Gretel“ der Hänsel, der in einem engen Käfig von der bösen Hexe zum Schlachten gemästet wurde. Diese sah bekanntlich auch von Zeit zu Zeit nach, ob er nun endlich dick und fett und schlachtreif wäre.

...

Die Stimmung ist wieder einmal auf dem Nullpunkt angelangt! Draußen im Russenlager arbeitet nun schon seit Wochen eine sogenannte Überprüfungscommission an unseren Akten. Immer wieder werden Kameraden zum Verhör bestellt und oft genug im Anschluss daran aus der Quarantäne herausgenommen. Und abermals werden 50 Mann mit Gepäck, scharf bewacht, abtransportiert. Es sieht gar nicht nach Entlassung aus! Die Zeitungen, die anscheinend mit Zuschriften wegen dieser Verzögerung bestürmt werden, hüllen sich in verlegenes Schweigen über das Interniertenproblem. Die „Nationalzeitung“ schließt sogar in ihrem „Nationalen Forum“ die Debatte darüber offiziell ab! Anfang Juli erscheint abermals der „Knebelbart“ bei uns. Er scheint mit unserem Körperzustand zufrieden zu sein. Das drückt sich aber zunächst anders aus, als wir es uns vorgestellt hatten. Vom nächsten Tag an wird die Sonderkost der Quarantäne gestrichen! Eine tiefe Resignation macht sich unter den so oft irreführten Menschen breit. Um irgendeine Logik in den Vorgängen der letzten Zeit zu finden und den plötzlichen Wegfall der Krankenkost zu deuten, gibt es nur noch eine Alternative: Entweder hat sich die beabsichtigte Entlassung, bedingt durch irgendwelche äußere Umstände, erneut auf unbestimmte Zeit verschoben, oder man hält uns jetzt für genügend kräftig und ausgefüttert und entlässt uns in den nächsten Tagen im sofortigen Anschluss an die unerwartete Ernährungskürzung. An letzteres aber vermag nach all den Enttäuschungen der vergangenen Jahre und bei der Unbestimmtheit des russischen Charakters niemand mehr zu glauben. Der Abtransport von weiteren 30 von der Überprüfungscommission

herausgesuchten Kameraden trägt auch nicht gerade zur Besserung der allgemeinen Stimmung bei. In diesen Tagen feiert mein alter, von mir zutiefst verehrter Chef, Prof. Keller, seinen 50. Geburtstag, den vierten hinter Stacheldraht! Ich bin fast den ganzen Vormittag bei ihm, nachdem ich meine bescheidenen Geschenke, 50 aufgesparte Zigaretten, ein lateinisches Gedicht und einen Blumenstrauß überreicht habe.

Sein Zimmer gleicht heute einer Blumenhandlung. Die Lagergärtnerei, in der für die russischen Offiziere verschiedene Blumensorten angepflanzt werden, ist ausgiebig geplündert worden. Gegen 12 Uhr naht der Herr Majorarzt höchstpersönlich und steckt Prof. Keller heimlich einen Zettel zu. „Das ist mein Geschenk, Professor, guten Appetit dazu,“ sagt er schmunzelnd in gebrochenem Deutsch.

Er ist an sich kein übler Kerl, hat aber als ehemaliger zaristischer Offizier höllischen Respekt vor der GPU. Er hat es Prof. Keller nie vergessen können, dass dieser ihn, der ja schuldlos war, vor der Kommission im Februar nicht für die Missstände im Lager verantwortlich zu machen versuchte. Sein Geschenk besteht in einem Rezept für die Lagerapotheke: „Spiritus rectificatus 200,0“ Das ist echt Russisch! Ganz selten hat der Majorarzt bisher reinen Alkohol für das Lazarett bewilligt. Seine rote Nase aber verrät, warum der Vorrat im Laufe der Zeit so erheblich abgenommen hat! Dieses Geschenk bedeutet also in der Tat allerhand für den dicken Russen! Prof. Keller, der auch kein Kostverächter ist, weiß es zu schätzen und lässt es seinen vorbestimmten Zweck erfüllen.

Der 10. Juli, ein strahlend schöner Sonnentag, bricht an. Schon in den frühen Morgenstunden herrscht in der Stabsbaracke ein reges Treiben. Überall im Lager taucht fast gleichzeitig das Gerücht auf: der politische Offizier hat die erste Liste mit 150 Namen für die Entlassung gebracht! Noch sind wir alle sehr skeptisch.

Doch da laufen wahrhaftig schon die Stabsmelder in die Quarantänebaracken und rufen hier und da einige Kameraden mit allem Gepäck zur Entlassung heraus. Mühlbergs große Stunde hat geschlagen! Über 7.000 tote Kameraden können sie nicht erleben, desgleichen die vielen tausend Abtransportierten, von denen wohl auch nur noch ein Teil am Leben ist. Rechnet man die letzteren, sowie die Zugänge aus den anderen zur Hälfte ausgestorbenen Lagern ab, so betragen unsere Verluste an die 50%. Täglich werden

nun 150 Mann entlassen. Mitunter aber werden auch einige, die sich schon vor dem Lagertor befanden, wieder zurückgeschickt, so unter anderen alle in den Westsektoren beheimateten Berliner. Das gesamte Beerdigungskommando muss einen Revers unterschreiben, in der Freiheit nichts über die Zahl und die Art und Weise der Beisetzung der Toten aussagen zu wollen. Diese Vorsorge aber war überflüssig. Tausende von Entlassenen werden es dereinst in die Welt hinausschreien, was sich hinter dem „Eisernen Vorhang“ in Sowjet-KZ's abgespielt hat. Die für die Entlassung Vorgesehenen werden jetzt bereits einen Tag vorher benachrichtigt und für die letzten 20 Stunden in einer besonderen Baracke zusammengezogen. Es ist eine wahre Herzensfreude, die glücklichen Menschen beobachten zu können.

Am Geburtstage meiner Mutter, am 13. Juli 1948, erreicht auch mich die frohe Kunde: Morgen wirst du entlassen! Geschwind laufe ich nun in meine Baracke, um mein Bündel für den letzten Umzug in eine andere Unterkunft zu schnüren. Ich verschenke den größten Teil meiner Ersatzkleidungsstücke an einige besonders arme Teufel, die nicht zur Quarantäne gehören. In der Baracke, in der wir so Beneidenswerten unsere letzte Mühlberger Nacht verbringen sollen, werden wir von der deutschen Lagerpolizei darauf aufmerksam gemacht, dass wir unseren Bereich nicht mehr verlassen dürfen. Die Armbinden aller ehemaligen Sanitäter, Melder, Barackenchefs etc. werden an Ort und Stelle sofort abgenommen.

„Deshalb könnt ihr mir schon lange nicht den Abschied von meinen besten Freunden verwehren“, denke ich. Ohne Armbinde passe ich wenige Stunden später alle Tore bis zur Ambulanz. Die Posten, die mich alle kennen und glauben, ich hätte meine Legitimation nur vergessen, beachte ich überhaupt nicht. Wir verbringen zu viert noch einen letzten Nachmittag zusammen, der Professor, Theo, Martin, und ich. Ich verspreche ihnen, in der „National-Zeitung“ verschiedene Annoncen aufzugeben, die sie über das Schicksal ihrer Angehörigen unterrichten sollen. Entsprechende Decknamen und Kennworte werden vereinbart. Es sei an dieser Stelle bemerkt, dass ich dieses Versprechen selbstverständlich in Freiheit sofort einlöste und in gewissen Abständen diese einzige mögliche Benachrichtigung meiner Freunde wiederholte – bis eines Tages die „National-Zeitung“ die Annahme der sich häufenden Annoncen die-

ser Art anscheinend auf höheren Befehl verweigerte. Somit hatte man den verbleibenden Internierten die letzte Möglichkeit genommen, irgend etwas von ihren Angehörigen zu erfahren ...

Die letzte Mühlberger Nacht ist für mich und 149 andere glückliche Kameraden angebrochen. Das Ungeziefer plagt mich noch einmal besonders arg. Die Flöhe scheinen von meinem Blut noch einmal Abschied nehmen zu wollen. Es ist nicht zu unterschätzen, welche zusätzliche Belastung diese entsetzliche Plage für alle GPU-Gefangenen bedeutet. So manche schlaflose Nacht habe ich den winzigen Quälgeistern zu verdanken gehabt. Doch morgen um dieselbe Zeit werde ich schon in einem Bett, einem richtigen Bett mit Matratzen, Federkopfkissen und Steppdecken liegen, ohne von Ungeziefer belästigt zu werden. Wenn nur meine Mutter heute schon von dem bevorstehenden Glück wüsste, es wäre ihr schönstes Geburtstagsgeschenk. Erst spät in der Nacht finde ich noch etwas Schlaf.

Der Morgen des 14. Juli sieht uns früh auf den Beinen. Wir werden von unserer Lagerführung darauf hingewiesen, dass jeder Versuch, eine schriftliche Nachricht hinauszuschmuggeln, vom Russen schwer bestraft wird. Ein Kamerad, der am ersten Tag der Entlassung den Versuch wagte, sitzt jetzt noch auf unbestimmte Zeit im russischen Arresthaus. Unser gesamtes Gepäck wird daraufhin von deutscher Lagerpolizei gründlich überprüft.

Das große Lagertor öffnet sich. Sorgfältig zählt der politische Offizier die herausmarschierende Kolonne nach – 30 fünf Mann starke Rotten, es stimmt. Wir werden in das Theater des russischen Außenlagers geführt und dort einzeln ein letztes Mal von einem GPU-Offizier vernommen. Für mich ist es das erste Verhör nach 27 Monaten. Mein Oberstleutnant lässt mich folgenden Revers unterschreiben: „Hiermit bestätige ich, dass ich alles, was mir bei meiner Verhaftung durch die NKWD zur Aufbewahrung abgenommen wurde, wie Wertsachen, Geld, Ausweispapiere etc., zurückerhalten und somit keine Ansprüche mehr an die SMA zu stellen habe.“ Ich denke zwar voll Wut an meinen guten Füllfederhalter und die 160,- RM, die ich damals bei mir hatte, unterschreibe aber trotzdem unverzüglich. Ich bin gewarnt durch das Beispiel eines Kameraden, der die Unterschrift verweigerte, weil man ihm seine goldene Uhr nicht zurückerstattet hatte. Der GPU-Offizier sagte dem Verdutzten

darauf in höflichem, aber zynischem Ton, er werde die Angelegenheit untersuchen, müsse aber ihn, den Häftling, bis zur Klärung des Falles noch einmal ins Lager zurückschicken. Sprach's und ließ den Unglücklichen durch einen Rotarmisten wieder zurückbringen. Ob sich der „Fall“ jemals „klären“ wird? Ich bezweifle es ganz entschieden. Nun werden wir von einem Soldaten von Kopf bis Fuß nach Schriftstücken untersucht und anschließend vollkommen neu eingekleidet. Die Machart der Anzüge, die in unserer Schneiderei gearbeitet worden sind, ist zwar äußerst primitiv, erfüllt aber vollkommen ihren Zweck:

Die Außenwelt wird feststellen, wie anständig die politischen Häftlinge bekleidet sind und sicher auch ebenso behandelt wurden.

Überall, wohin man sieht, Potemkinsche Dörfer. Wir empfangen ordentlich Marschproviant und etwas Geld für die Eisenbahnfahrt.

Der Entlassungsschein hat einen sehr vorsichtig abgefassten Text, unterschrieben hat irgendein kleiner deutscher Beamter im Auftrag des Landespolizeichefs. Von der GPU oder NKWD, wie die ehemalige Tscheka jetzt heißt, ist kein Wort darauf vermerkt! Ein Lastkraftwagen steht bereit, der uns truppweise zum nächsten Bahnhof bringen soll. Doch vorher hält uns der Potbilkownik (Oberstleutnant), der Kommandant des Lagers, eine schmeichlerische Abschiedsrede. Die Dolmetscherin, die Frau des politischen Offiziers übersetzt: Er, dessen Obhut wir so lange anvertraut gewesen seien, habe die große Freude, uns auf Grund des großzügigen Erlasses Marschall Sokolowskis in Freiheit setzen zu können. Wir alle, die wir jetzt gleichberechtigte Bürger der Ostzone seien, sollten uns am demokratischen Wiederaufbau und am Kampf gegen Reaktion und Kapitalismus beteiligen und dies durch den Beitritt in eine der demokratischen Parteien des sowjetischen Besatzungsgebietes beweisen. Er wünsche uns von Herzen für die Zukunft alles Gute. Nun ruft er uns selbst eines der wenigen deutschen Worte zu, die er beherrscht: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“, während wir das Auto besteigen, denke ich grimmig: „Auf Wiedersehen? Auf Nimmerwiedersehen!“ Keine zwei Monate werde ich in dem bolschewistisch beherrschten Teil Deutschlands bleiben. Das steht fest für mich. Langsam setzt sich der Wagen in Bewegung und rollt durch die letzte Schranke, die das Lager von der Außenwelt trennt.

Das KZ Lager Mühlberg liegt hinter uns – der Weg zur Freiheit ist offen.“

Soweit der Bericht, den ich Ende 1948 – nunmehr natürlich bereits in Westdeutschland – als 20-Jähriger aufgeschrieben habe. Nachträglich sehe ich meine Haftzeit in den Gefängnissen und im Lager der russischen Besatzungsmacht nicht nur als etwas Schlechtes an. Zwar habe ich in jungen Jahren viel Leid erfahren und persönliches Mißgeschick und Krankheiten ertragen müssen, habe aber andererseits die Menschen mit ihren Stärken und Schwächen in einer Art „Schnellkurs“ kennengelernt, wie es manchem ein ganzes Leben lang nicht möglich ist. Darüber hinaus festigte sich durch die Lagerzeit mein Wunsch, Medizin zu studieren und Arzt zu werden. Ich konnte im Lager – nicht zuletzt am Beispiel von Josef Keller – erkennen, welche großartige Aufgabe es ist, kranken und bedürftigen Menschen zu helfen. Ärzte würden in Notzeiten immer gebraucht werden, und ob uns nicht weitere Notzeiten bevorstünden, das wusste in diesen Jahren niemand. Besonders wichtig war aber für meine weitere Entwicklung, dass ich durch die Erlebnisse mit der Diktatur zum überzeugten Demokraten geworden bin. Nachdem die eine Diktatur – das Nazireich – zugrunde gegangen war und unsere nationalen Ideale mit in den Abgrund riss, bewirkte es die „Umerziehung“ in dem Lager der Sowjets endgültig, die meisten der Betroffenen vom Glauben an Demokratie-fremde Regierungsformen zu heilen. Als Arzt will ich die politische Situation mit den Folgen von Virusinfektionen vergleichen: Wie bei den Pocken waren meine Jahrgänge als Kinder vom Nationalsozialismus infiziert worden und blieben, als die Krankheit überstanden war, dann lebenslänglich immun gegenüber weiteren Infektionen dieser Art. Leider hat es aber auch einen anderen Verlauf solcher „politischer Virusinfektionen“ gegeben: Einige Unverbesserliche waren wie bei bestimmten Formen der chronischen Hepatitis oder der HIV-Infektion infiziert und sind das Virus ein Leben lang nicht mehr losgeworden. Glücklicherweise gehörte ich zur ersten Gruppe, die die Krankheit „Diktatur“ gut und mit wichtigen Lehren für ein ganzes Leben überstanden hat.

Nach der Entlassung

Sechs Wochen lang war ich nach meiner Entlassung aus dem Lager noch in Leipzig geblieben. Das Wiedersehen mit meinen Eltern gehörte zu den schönsten Stunden meines Lebens. Meine Schwester Gisela war bereits seit einem Jahr in Westdeutschland, wo sie in Cuxhaven mit ihrem Mann lebte. Ich traf in Leipzig noch einmal meine alten Freunde – nicht zuletzt Klassenkameraden und Fußballfreunde – und ließ nach meinen trüben Erfahrungen im Lager mit rezidivierenden Halsentzündungen noch eine Mandeloperation (Tonsillektomie) durchführen. Dabei lernte ich jetzt die „Diät“ eines Ostzonenkrankenhauses nach einer Mandeloperation kennen: Als erste Mahlzeit erhielt ich gepfefferte Bohnen, von denen ich aus leicht erklärbaren Gründen allerdings nur einen Löffel voll genommen habe ...

Bevor ich zu Hause das erste warme Vollbad nach fast zweieinhalb Jahren Haft nahm, breitete ich aus gutem Grund meine Kleidung vorsichtig über der mit Wasser gefüllten Wanne aus. Dies war ein beliebter Trick, den ich im Lager gelernt hatte und mit dessen Hilfe man hervorragend Flöhe fangen konnte: Diese unangenehmen Parasiten, die uns jahrelang das Leben sehr erschwert hatten, pflegen nämlich aus unklaren Gründen quasi selbstmörderisch in jede Wasseroberfläche einzutauchen, die ihnen hierfür angeboten wird. In der Tat konnte ich mich auf diese Weise auch von zwei, drei Flöhen befreien, die mich nun nicht mehr belästigten.

Schon am nächsten Tag musste ich mich auf dem Arbeitsamt melden, nicht zuletzt, um die dringend notwendigen Lebensmittelkarten zu erhalten. Ich werde nie vergessen, wie ein aufgeregter Funktionär mit dem SED-Parteiabzeichen die ganze Mannschaft seines Büros zusammenrief, um ihnen zu verkünden: „Hier seht ihr einen entlassenen Häftling aus Mühlberg und könnt erkennen, wie es um die kapitalistische Propaganda bestellt ist. Schaut ihn nur an, wie gut ernährt er ist und wie er allein durch sein Aussehen die Amerikaner Lügen straft!“ Natürlich konnte ich in dieser Situation nicht sagen, dass ich zu den wenigen gehörte, die erfolgreich wiederaufgepäppelt worden waren und – im Gegensatz zu Tausenden von Verstorbenen – nach Jahr und Tag entlassen werden konnten. Gerne hätte ich dem Mann auch mitgeteilt, dass in einigen der rus-

sischen Internierungslager – so z.B. in Buchenwald – Häftlinge ein-
saßen, die im gleichen Lager von den Nazis vorher als Sozialdemo-
kraten jahrelang eingesperrt worden waren. Jetzt hatte es sie – un-
ter anderem Vorzeichen – wieder erwischt, weil sie nicht mit den
Kommunisten zusammen in die Sozialistische Einheitspartei eintren-
ten wollten. Natürlich hütete ich mich, die geringsten Andeutun-
gen zu machen: Gebranntes Kind scheut das Feuer! Nun erklärte
mir der Funktionär, dass ich in der Ostzone selbstverständlich ar-
beiten müsste, wahrscheinlich eine Art Einberufungsbefehl in das
Uranbergwerk Aue (man nannte es schamhaft „Wismut Aue“) er-
halten und dort zur Arbeit herangezogen werden würde. Natürlich
war mir bereits in diesem Moment klar, dass ich dieser Einberu-
fung rechtzeitig durch die Flucht in den Westen entgehen wollte.

Inzwischen hatte ich mit einigen alten Lagerkameraden Verbin-
dung aufgenommen, die alle das gleiche Ziel hatten: Möglichst
rasch die Ostzone, die spätere DDR, zu verlassen. Der Zufall, ja
das Glück, wollte es, dass der Bruder eines Lagerkameraden bei der
Volkspolizei war und genau über die damals noch lückenhafte Be-
wachung der Zonengrenze zum Westen hin informiert war. Mit sei-
ner Hilfe passierte unser kleiner Trupp bestehend aus fünf Flücht-
lingen die Zonengrenze am 31.08.1948, während die russischen
Posten von unserem Volkspolizisten abgelenkt wurden. Fast vier
Jahrzehnte sollte ich Leipzig nicht wiedersehen. Ein vorheriger Be-
such war aus Gründen, die ich im nächsten Kapitel schildere, ohne
Gefahr festgenommen zu werden, nicht möglich. Erfreulicherweise
konnten aber zumindest in den ersten Jahren meine Eltern wieder-
holt nach Westdeutschland zu Besuch kommen. Durch den Mau-
erbau im Jahre 1961 wurde auch diese Möglichkeit vorübergehend
genommen. Erst der Eintritt in das Rentenalter ermöglichte es
dann meinen Eltern, im Jahr 1964 nach Westdeutschland umzuzie-
hen. Bis dahin hatte mein hochbetagter Vater noch seine Praxis
weiterführen müssen, konnte aber wegen des wesentlich jüngeren
Lebensalters meiner noch nicht im Rentenalter befindlichen Mut-
ter zunächst nicht umziehen. Für mich begann in Westdeutschland
ein neues Leben.